

strafen, gegen die es eine Berufung auf richterliche Entscheidung nicht giebt.

Der Weg der Beschwerde an die vorgesetzten Behörden erwies sich als erfolglos.

Nun giebt es gegen die von der Ortspolizeibehörde in dieser Eigenschaft erlassenen polizeilichen Verfügungen in Preußen noch einen Weg der „Verwaltungs-“, der zuerst vor den Bezirksausschuß und dann vor das Ober-Verwaltungsgericht führt. Dieser Weg ist aber ersüßlich, da die betreffende Gesetzgebung noch neu und in den Arbeiterkreisen durchaus noch nicht geläufig geworden ist, und zum anderen auch nicht unerhebliche, kleinen Vereinen unerschwingliche Kosten bei der Unsicherheit des Erfolges in Aussicht stellt, von vielen der betroffenen Vereine nicht betreten. Sie haben sich einfach aufgelöst, oder dadurch, daß sie die Wohlfahrtsvereine ganz aus den Statuten strichen, geschädigt.

Dieser zweite Weg der Verwaltungs-klage ist nur dann angänglich, wenn die Verfügung, wie ausdrücklich angeführt, von der Behörde in ihrer polizeilichen Eigenschaft erlassen ist, nicht wenn es sich um ein Aufsichtsrecht handelt, in Ausübung des Landeshoheitsrechtes.

Es ist nicht abzuleugnen, daß es neben den Polizeisachen besondere Landeshoheitsachen giebt, auch ist es richtig, daß den Regierungspräsidenten und dem ihnen gleichstehenden Polizeipräsidenten von Berlin die Ausübung der Landeshoheitsachen, dem letzteren also beider Thätigkeiten zusteht, da er auch Ortspolizei ist. Als also der Buchbinderverband, dessen Berliner Zahlstelle von dem Berliner Polizeipräsidenten mit der Auflösung bedroht war, wenn sie nicht als Versicherungsgesellschaft die Genehmigung nachsuche (die man ihr natürlich nicht erteilt haben würde), in dankenswerter Weise die Kosten daran setzte und den Weg der Verwaltungs-klage gegen den Polizeipräsidenten auf Aufhebung dieser Verfügung beschritt, da machte der Polizeipräsident die Einwendung, die Verfügung betreffe nicht eine Polizeisache sondern eine Landeshoheitsache und es wäre also die Verwaltungs-klage nicht zulässig.

Um unseren Lesern wenigstens einigermaßen den sehr subtilen Unterschied zwischen Polizeisachen und Landeshoheitsachen klar zu machen, den freilich oft genug der Bestand der Verständigen nicht klar genug sehen kann, bemerken wir Folgendes. Alle Anordnungen, die sich auf Ruhe, Ordnung und Sicherheit beziehen, sind Polizeisachen. Die Aufsicht über öffentliche Anstalten, Gesellschaften und Korporationen sind Landeshoheitsachen. Wenn also der Handelsminister z. B. einer Börsekorporation befiehlt, ihr Statut zu ändern, so ist dagegen keine Verwaltungs-klage zulässig.

In der Kabinettsordre vom 13. März 1825, die die Landeshoheitsachen abgrenzt, wird zu denselben wörtlich gezählt:

„Die Aufsicht über alle Korporationen, Gesellschaften, Verbindungen, öffentliche Institute und Anstalten, sofern selbige nicht bloß einen gewerblichen Zweck haben, folglich über die Brand- und andere Versicherungsanstalten und Gesellschaften.“

Hierauf stützte sich der Polizeipräsident. Er sagte dem Sinne nach: Was eine Versicherungsanstalt ist, habe ich allein zu bestimmen, das ist eine Sachverständigenfrage, und die Aufsicht über die Versicherungsanstalten ist eine Landeshoheitsache, die ich als Regierungspräsident ausübe, dagegen giebt es keine Verwaltungs-klage. Die Gerichte belästige ich nicht, sie können also gar nicht in die Lage kommen, ein Urtheil abzugeben. Ich schließe die Vereine und sie sind geschlossen.

Die Sache stand recht verzweifelt in Preußen für die Vereine, als das Bezirks-Verwaltungsgericht zu Berlin den Buchbinderverband mit seiner Klage gegen den Polizeipräsidenten abwies, indem es mit ihm annahm: Ja, die Aufsicht über diese Vereine ist eine Landeshoheitsache, da ist die Verwaltungs-klage nicht zulässig.

In Folge dieses Entscheides wurden sofort in fast allen preussischen Provinzen umfassende Maßregeln gegen die gesammten Arbeitervereine eingeleitet. Mehrere Oberpräsidenten gaben, wie wir wissen, den Ortspolizeibehörden Auftrag, über alle Arbeitervereine, die in ihren Statuten irgendwie eine Unterstützung versprechen, zu berichten. Es sollte ein großer Schlag geführt werden. Das auffallende Benehmen einiger Ortspolizeibehörden gegen die Arbeitervereine ist auf diese Gesammthängigkeit zurückzuführen, wie das Vorkommen, daß noch in letzter Zeit einige Vereine behelligt wurden.

Von jetzt ab wird wohl für längere Zeit, bis ein findiger Polizeirath etwas Neues findet, die „Berufungsverfolgung der Vereine“ aufgehört haben. Auf die Berufung des Buchbinderverbandes hob nämlich das Ober-Verwaltungsgericht den Entscheid des Bezirksausschusses auf.

Das Erkenntnis vom 19. November 1888 erklärt, daß der Regierung ein Aufsichtsrecht auf Grund des Landeshoheitsrechtes über Privatgesellschaften durchaus nicht zusteht, daß also auch die vom Berliner Polizeipräsidenten erlassene Verfügung gegen die Filiale des Buchbinderverbandes nur ein Ausfluß seiner polizeilichen Befugnisse sein kann. Der Staat habe zwar das Recht, Gesellschaften, deren Zweck und Geschäfte der gemeinen Ruhe, Sicherheit und Ordnung zuwiderlaufen, zu verbieten, oder wenn sich findet, daß sie anderen gemeinnützigen Absichten oder Anstalten hinderlich oder nachtheilig sind. Diese Obliegenheiten seien aber auch polizeiliche Thätigkeiten. Die

Privatgesellschaften nehmen keine andere Stellung ein dem Staate gegenüber wie Privatpersonen. Nur Korporationen gegenüber besteht ein besonderes Aufsichtsrecht des Staates. Diese Bestimmungen des Preussischen Allgemeinen Landesrechts gelten noch heute, nur daß das Aufsichtsrecht des Staates gegen Privatgesellschaften durch die Bestimmungen der Preussischen Verfassung und des Vereinsgesetzes noch besonders geregelt ist, die den Ortspolizeibehörden innerhalb fester Grenzen die Befugnisse zu Kontroll- und Repressiv-Maßregeln (Aufsichts- und Unterdrückungs-Maßregeln) verleihen.

Keine gesetzliche Bestimmung bietet einen Anhalt dafür, daß Privatgesellschaften gegenüber neben den Polizeibehörden und den Gerichten auch eine sogenannte Aufsichtsbehörde eine amtliche Thätigkeit entwickeln kann.

So war das Aufsichtsrecht als Ausfluß der Landeshoheit beseitigt, es blieb eine einfache Ortspolizeiverfügung des Polizeipräsidenten von Berlin übrig, und gegen diese ist die Verwaltungs-klage zulässig.

Dieser Theil des Erkenntnisses des Oberverwaltungsgerichtes vom 19. November 1888 ist für die Vereine von einschneidender Wichtigkeit. Können diese Polizeiverfügungen, die die Vereine, welche ihren Mitgliedern eine Unterstützung in Aussicht stellen, für Versicherungsanstalten erklären, erst vor das Verwaltungsgericht gebracht werden, so ist kein Zweifel mehr, daß sie vernichtet werden. Das geschieht mittelst einer sehr kurzen Begründung in Betreff der klagenden Filiale des Buchbinderverbandes: Es handelt sich nicht um einen den Mitgliedern gewährten Rechtsanspruch, daher ist keine Versicherungsanstalt vorhanden. So lautet der Entscheid und so wird in ähnlichen Fällen immer wieder entschieden werden. Ein ganz ähnliches Erkenntnis ist denn auch schon zu Gunsten einer Zahlstelle des Tischlerverbandes ergangen. Dieser Ausfall des Verwaltungs-Strafverfahrens giebt den Arbeitervereinen und ihren Wohlfahrtsvereinen wieder eine nicht zu unterschätzende Sicherheit des Bestehens, die nur verlangt, daß den sonstigen Bestimmungen der Vereinsgesetze genau Rechnung getragen wird. Wir möchten vor der schwarzheerischen und erschreckenden Annahme doch warnen, alle Vereine der Arbeiter beständen nur aus Gnade der Polizei, die sie jeden Augenblick vernichten könne. In einigen deutschen Staaten ist es ja freilich so, und das Sozialistengesetz giebt auch weiten Spielraum, aber in Preußen und in noch vielen anderen deutschen Ländern giebt es für die Vereine ein festes Recht, das man sich durch einsichtige Beachtung der Umstände und durch muthige Haltung wohl festhalten kann. In Preußen besonders, wenn man beobachtet, daß politische Vereine mit einander nicht in Verbindung treten dürfen und daß Vereine, die mit einander in Verbindung treten, niemals auch nur von Weitem politische Angelegenheiten erörtern dürfen.

Alle echten Arbeitervereine, die heut noch bestehen, und es giebt deren denn doch noch eine gute Anzahl, bestehen nicht aus Wohlwollen der Polizei, sondern weil sie ihnen durchaus nichts anhaben kann. Wir wollen uns da nicht durch Schwarzheerei im Kampf ums Recht erschrecken lassen. Der oben besprochene Fall zeigt, daß er durchaus nicht ganz aussichtslos ist.

Die Landarbeiterbevölkerung in den Provinzen Ost- und Westpreußen.

(Von einem Ostpreußen.)

II.

Wohl auf den meisten Gütern hat jede Arbeiterfamilie eine Wohnung für sich allein. Diese Wohnung besteht gewöhnlich aus einer Stube und einer Kammer. Letztere hat meistens einen Flächeninhalt von 25 bis 30 Quadratmetern und ist so „hoch“, daß ein mittelgroßer Mann unter dem Balken zu stehen vermag. Der Fußboden ist meistens nicht gebölet, sondern entweder mit Ziegeln oder Feldsteinen ausgeschlagen; an der Hausthüre, ebenso an der Stubenthüre befindet sich kein Schloß, sondern eine Klinker, die in einzelnen Fällen von Eisen, gewöhnlich jedoch von Holz gefertigt ist und im letzteren Falle mit einer daran befestigten Schnur ausgezogen wird. Das kleine Fenster mit kleinen, durch das Alter in allen Regenbogenfarben schillernden Scheibchen, deren Stelle oft genug Papier ersetzt, hängt nicht in Angeln, sondern ist mit Nägeln in der Wand befestigt, kann also behufs Lüftung der Stube nicht geöffnet werden. Etwa den sechsten Theil der Stube nimmt der große Ziegel- oder Kachelofen ein; neben demselben befindet sich der Heerd (Kamin), auf dem gekocht wird. Lange noch nicht halb so groß ist die hinter der Stube liegende Kammer.

Und in dieser elenden Wohnung befinden sich alle Wirtschafts- und Arbeitsgeräte, im Winter sogar Kartoffeln und Gemüse, ja, die Gänse und Hühner. In diesem dunkeln und dumpfen, im Winter häufig von dickem Dunst und Rauch angefüllten Raum, in dem noch dazu bei schlechtem Wetter — das ist hier im größten Theil des Jahres — die Wäsche, die nasse Kleidung, das grüne oder saule Holz getrocknet wird, leben zusammen Mann und Frau, große und kleine Kinder, die Magd (für den Schaarwerkdienst), und oft noch alte Eltern. In diesem Raum, wo nur die Säuglinge und Blödsinnigen nicht sehen und hören, was um sie her vorgeht oder geschehen soll, wird geboren und gestorben, wird gehaßt und geliebt — hier wirbt nicht selten die Sünde und jagt die Tugend, tobt sich die ererbte Rohheit und das Laster aus und flieht die Schwäche und Hilflosigkeit oft vergebens um Barmherzigkeit und Mitleid.

Solche Wohnungen liegen immer je zwei neben bzw. gegen einander. Auf manchen Gütern werden sogar zwei Familien in eine Stube gepfercht.

Mit vollem Recht wird der Leser fragen: Können sich denn die Leute aus der geschilderten, so trostlosen, oft geradezu schauerhaften Lage nicht befreien? Sie sind ja nicht leibeigen und wir haben, wie man sagt, volle Freizügigkeit! — Was nützt dies aber den armen Menschen! Wohin sollen sie denn ziehen? Wo es gut wäre, da wird nicht leicht eine Stelle frei. Sonst sind die Verhältnisse auf den verschiedenen Gütern einander so gleich oder ähnlich, daß ein Vortheil, der sich des Umziehens verlohnte, nur schwer entdeckt werden kann. Denn nicht mit Unrecht gilt hier die Redensart: „Dreimal Ziehen ist so gut wie einmal Abbrennen.“ Auch ist das Wechseln der Stelle durch mancherlei Umstände erschwert oder doch bedenklich gemacht und nur im äußersten Nothfalle entschließt sich der Arbeiter zu kündigen und weiter zu ziehen. In den meisten Fällen kündigt wohl der „Herr“, wenn der Arbeiter nicht demüthig genug ist, wenn er sich nicht jeder Anforderung hat fügen, nicht schlechte Behandlung hat ertragen wollen, wenn er eine große Familie hat (mehrere Kinder und vielleicht noch alte Eltern), wenn er anfängt alt und steif zu werden, wenn er schwer athmet, viel hustet und über Reizen in den Beinen klagt. Dann ist eine neue Stelle schwer zu finden und ein beunruhigender Gedanke ist es für den Arbeiter, eines schönen Tages mit dem Lohschein überrascht zu werden. Die Herren wissen und kennen dies sehr genau und nur zu häufig kommt es vor, daß sie die Furcht des Arbeiters vor dem Lohschein mit grausamer Hartzigkeit ausbeuten.

Die Lage der freien Arbeiter, der sogenannten Lohleute ist meistens noch schlimmer als die der Inskleute und namentlich schätzt der Arbeiter mit Familie eine „feste Stelle“ über alles. Nur die ledigen Arbeiter können ihre Unabhängigkeit vortheilhaft ausnutzen; leicht können sie den Kreis verlassen und an einem fernem Orte neue und lohnende Arbeit erhalten. Sie finden es darum vortheilhaft, ein Dienstverhältnis auf lange Zeit und lange Kündigungsfrist nicht einzugehen, und als freie Arbeiter sind sie auch den harten, für die Gegenwart längst veralteten Bestimmungen der Gefindeordnung nicht unterworfen. Daher kommt es auch, daß Knechte und Mägde verhältnismäßig besser gelohnt und behandelt werden, als die Inskleute.

Von den Gutsbesitzern vermag man keine Kategorie anzugeben, welche im Großen und Ganzen die Arbeiter schlechter oder besser behandelt. Ob adelig oder bürgerlich, fromm oder gottlos, konservativ oder fortschrittlich, gebildet oder ungebildet, den Arbeitern gegenüber sind diese Charakterunterschiede ohne jede Bedeutung. Es giebt Gutsbesitzer, „allverehrlie“ Genossen der Fortschrittspartei, die mächtig schön sprechen von Humanität und Menschenwürde, von Freiheit und Gleichberechtigung, aber auf ihren Gütern die lieblosesten und unbarmherzigsten Tyrannen sind. Darum glaubt auch das Volk nicht an den Liberalismus, weil es Tag für Tag sieht, wie die Thaten der fortschrittlichen Herren das schroffste Gegenheil ihrer liebsten Phrasen sind. Es ist noch keine Wahl vorübergegangen, bei der nicht dem braven Volke die schönsten Dinge versprochen wurden; nicht das Geringste hat es jemals erhalten und Niemand hat auch nur den kleinsten Versuch gemacht, sein Elend zu mildern. Jahr aus Jahr ein werden Gesetze gemacht; aber für wen? Die Arbeiter wissen von der Wohlthat kaum eines einzigen Gesetzes zu reden. Als im Jahre 1867 das Volk in wahrhaft erbarmungswürdiger Weise von der Hungersnoth und in ihrem Gefolge vom Hungertyphus heimgejucht wurde, was haben die Herren für die Arbeiter gethan? Wenn man auch nicht gerade sagen kann, daß sie nichts gethan haben, so hat es doch lange gedauert, bis sie sich entschlossen etwas zu thun und bei jeder Gabe, die sie doch von einem Komitee empfangen und in dessen Auftrag nur weiter reichten, also nicht aus ihrer Tasche oder von ihrem Speiseher gaben, haben sie oft genug ihren Vortheil bald in der einen, bald in der anderen Form wahrzunehmen gewußt. In ihrer Presse ließen sie angefaßt dieses entsetzlichen Elendes, wie zum Hohn, von der Faulheit, der Trunksucht und der schlechten, liederlichen Wirtschaft ihrer Arbeiter schreiben, und wie haben sie — es wird noch manchem crinnerlich sein — die wirklich grauenhafte Noth dieser Unglücklichen im Landtage behandelt?

Warum die Leute alle diese Unbill und sehr häufig sogar das schreiendste Unrecht ertragen? Hier zu Lande wird Niemand, der die Verhältnisse unserer Landarbeiter aus eigener Anschauung selbst nur oberflächlich kennt, eine solche Frage aufwerfen. Die treffendste Antwort ist die Gegenfrage: Was sollen sie denn thun? Zum Nichter gehen? Vor allen Dingen ist bis zu diesem wenigstens ein Weg von einigen, oft drei bis vier Meilen. Wollen sie bei demselben eine Klage anbringen, so müssen sie, sofern sie nicht einen Armenchein mitbringen und ihnen auf Grund dessen das Armenrecht bewilligt ist, einen Vorstoß, dessen Höhe der Richter bestimmt, für die etwaigen Kosten hinterlegen. Gedenken sie also ihr Recht dem Herrn gegenüber zu wahren bzw. geltend zu machen, dann müssen sie diesen um Urlaub nach der Stadt und wohl in den meisten Fällen auch um Geld zum Vorstoß und zur Reise bitten. Und wenn der Herr, wie dies gewöhnlich, wenigstens sehr häufig geschieht, beides verweigert? Wer will ihn zwingen, einen Arbeitstag zu verlieren und gar noch an diesem Tage Geld zu geben? Doch nehmen wir an, er thut es. Die Klage wird eingeleitet und verhandelt, es werden die vorgeschlagenen Zeugen beider Theile gehört und einige Termine abgehalten. Der Mann ge-

winnt den Prozeß, er bekommt den Vorstoß zurück und sogar die Unkosten werden ihm erstattet. Was ist aber die Folge: er kann sicher sein, daß er den „Lösschein“ erhält und man kann fest überzeugt sein, daß er sich durchaus nicht wundern wird, wenn er entweder keine oder nur sehr schwer eine neue Stelle finden wird. Denn den Arbeitern gegenüber halten die Herren, und wenn sie sonst die bittersten Feinde sind, zusammen wie „Pech und Schwefel“. Gewinnt er aber nicht den Prozeß, wird er mit der Klage abgewiesen, dann hat er den Vorstoß verloren und den Verdienst von mindestens zwei Tagen; er muß alle Kosten bezahlen, den Rechtsanwalt des Herrn (er selber hat keinen nehmen können), und — außerdem bekommt er in jedem Falle als Zugabe den Lösschein auch noch.

Hieraus ist es sehr leicht erklärlich, weshalb die Arbeiter nur sehr selten gegen ihre Herren Recht suchen. Aus einer langen, mehr als dreißigjährigen Erfahrung — ich war früher bei Gericht, bei Rechtsanwälten und über zehn Jahre als Rechtskonsulent beschäftigt — ist mir nicht erinnerlich, daß einmal ein Justizmann oder Knecht den Herrn verklagte, so lange er sich in dessen Dienst befand; und ebenso erinnere ich mich nur einiger weniger vereinzelter Fälle, daß Herren von den fortgezogenen Justizleuten auf Herausgabe von Sachen, die sie ihnen wegen Schulden einbehalten hatten, verklagt wurden; ob die Kläger diese Prozesse gewonnen haben, entsinne ich mich nicht mehr.

Selbst zum Amtsvorsteher geht der Arbeiter nur sehr ungern. Gewöhnlich hält der Amtsvorsteher, der den Gutsbesitzer als „angesehenen“ oder „einflussreichen“ Mann schätzt, mit dem er freundschaftlich verkehrt oder doch gern verkehren möchte, sich berufen und verpflichtet, den Kläger gehörig abzuhangeln oder — wie man sich hier ausdrückt — ihn scharf ins Gebet zu nehmen, ihm den Standpunkt klar zu machen. Der Schluß solch einer Predigt ist meistens eine Drohung mit irgend einer Strafe, die größtenteils in Haft besteht. Wir wollen aber annehmen, der Kläger bleibt bei seiner Klage stehen und es wird nun zur Verhandlung derselben ein Termin bestimmt. Der Arbeiter kommt am dem bestimmten Tage leuchtend zu Fuß und in der Amtsstube entweder an der Thür oder noch häufiger im Flur oder gar draußen selbst im Unwetter stehen bleiben, und Niemand kümmert sich um ihn. Der verklagte Herr dagegen kommt in feiner eleganten, mit reich geschirrten eleganten Pferden bespannten Equipage stolz gefahren, läßt sich durch den Diener bei dem Herrn Amtsvorsteher melden, wird von diesem aufs Zuversichtlichste empfangen und in dessen bestes Zimmer geleitet. Endlich kommt es nach langem Warten seitens des Arbeiters zur Verhandlung. Der verklagte Herr sitzt mit dem Amtsvorsteher an einem Tisch, der klagende Arbeiter steht vor ihnen. Die Klage wird vielleicht nicht ganz unbegründet gefunden; aber daß sich der obliegende Arbeiter über das Urtheil freuen darf, daß er einen nennenswerthen Vortheil damit errungen, das glaubt weder er selbst, noch glaubt es ein Anderer, der mit den hiesigen Verhältnissen nur halbwegs bekannt ist. In jedem Falle hat er zwei halbe Arbeitstage verloren und für die Zukunft mag er sich vorsehen, denn bei der geringsten Veranlassung hat er mit Sicherheit zu erwarten, daß ihm eines schönen Tages der Lösschein eingehändigt wird.

Wenn der Arbeiter nach dem Vorhergesagten aber auch weiß oder doch der Meinung ist, d. h. glaubt, daß er durch eine Klage gegen seinen Herrn bei der Polizei oder dem Richter zu seinem Rechte entweder nur sehr schwer oder gar nicht gelangen kann; wenn er sich ferner sagen muß, daß selbst ein für ihn günstiges Urtheil ihm nur sehr wenig oder gar nicht nützt, der bloße Prozeß ihm dagegen fast immer schadet; welcher Weg bleibt ihm dann noch, um zu seinem vollen Rechte zu gelangen? Er hat nirgends einen Einfluß, seine auch noch so gerechtfertigten Klagen verhalten gleich einer Stimme in der Wüste, denn der Himmel ist hoch und der König ist weit, wie man hier sagt, nirgends sieht ein Genosse von ihm, der sich seiner mit aller Kraft annehmen möchte. Soll er Beschwerde führen in der Presse, beim Kreis- oder Landtage? Das kann er nicht; an einer Arbeiterpresse fehlt es in den beiden Provinzen Ost- und Westpreußen gänzlich und in den Schulen darf das Volk unter keinen Umständen so weit gebildet werden, daß es befähigt wird, einmal selber, ohne fremde Hilfe, die eigene Sache führen zu können, und in den Kreistagen, sowie im Landtage sitzen die Herren, die über sein Wohl und Wehe zu berathen und zu beschließen haben und nur zu genau weiß er, was er von ihnen zu erwarten hat. An wen soll er sich nun wenden? Auf dem Lande giebt es nur noch den Lehrer, der ihm die Beschwerde schreiben könnte; aber dieser wird sich wohlweislich hüten. Der Gutsbesitzer, wenn dieser auch nicht sein Patron ist, kann ihm viel nützen, aber noch viel mehr schaden; dessen Wohlwollen ist ihm viel werth und dessen üble Laune hat er mit Recht nur gar zu sehr zu fürchten. Zudem ist den Lehrern von der Regierung alle sogenannten „Winkelschreiber“ und jede Unterstützung eines „Querulanten“ unter allen Umständen verboten. Das war immer so! Jetzt kommt noch hinzu, daß der Herr Gutsbesitzer oder dessen guter Freund Schulinspektor ist oder doch werden kann, und jeder preussische Lehrer weiß nur zu gut, was ein Schulinspektor, gleichviel ob ein geistlicher oder ein weltlicher, für sein Wohl und Wehe zu bedeuten hat.

(Schluß folgt.)

Die Konkurrenz der ausländischen Arbeiter und die Lage des italienischen Proletariats.

III.

3 Ueberhaupt ist die Nahrung des gesammten oberitalienischen industriellen wie agrarischen (landwirtschaftlichen) Proletariats die elendeste, die sich nur denken läßt. Ein im Wasser gekochter, gar nicht oder nur ungenügend gefalzener Reis- und Maisbrei bildet das fast ausschließliche und einzige Nahrungsmittel, spielt in der reichen, eine hohe landwirtschaftliche Kultur aufweisenden Lombardie die gleiche Rolle wie die Kartoffelkost in Irland, im sächsischen Erzgebirge und Voigtlande, in Schlesien. Und wie die schlechte Ernährung der Bewohner jener Gegend in dem charakteristischen „Kartoffelbrot“, in Rachitis und Skrofeln ihren Ausdruck findet, so die Reis- und Maisabfütterung des lombardischen Volkes in einer besonderen Hautkrankheit, der „Bellagra“.

Wer den armseligen Speisjettel des italienischen Volkes überhaupt mit der umgebenden reichen Natur, welche die kräftigsten und wohlgeschmecktesten Speisen liefert, vergleicht, dem muß es sofort frappieren, daß die Ursache der schlechten Ernährung nicht in natürlichen sondern in künstlichen Ursachen liegt. Der lombardische Land- und Fabrikarbeiter richtet sich mit Reis- und Maiskost zu Grunde, während die lombardische Tiefebene, deren natürliche Fruchtbarkeit durch eine hoch entwickelte Bodenkultur bedeutend gesteigert ist, die verschiedensten, saftigsten Gemüse und Früchte in Hülle und Fülle erzeugt, während von hier aus Millionen und Millionen von Eiern und Hunderttausende Stück von Geflügel aller Art ins Ausland verschickt werden. Besonders seitdem der St. Gotthard durchbohrt sind, überschweben die oberitalienischen Gemüse, Früchte, Eier, Geflügel die Märkte von Frankreich, der Schweiz, Deutschland, werden billig losgeschlagen und nivelliren durch ihre Konkurrenz die Preise der betreffenden Lebensmittel. Mögen die Preise auf dem ausländischen Marke noch so tief sinken, der oberitalienische Lieferant wird doch fortfahren, seine Waaren dorthin zu transportiren, denn er weiß, daß auch die scheinbar schlechtesten Preise noch immer die Kaufkraft der lombardischen Masse übersteigen. Auch hier haben die Verhältnisse eine Kluft zwischen der Konsumtionsfähigkeit und der Konsumtionsmöglichkeit geschaffen, es fehlt weder am Bedürfnis noch am Produkt, aber der Ausgleich beider wird durch die mangelnde Kaufkraft, durch das Dazwischentreten des Waarencharakters aller Dinge unmöglich gemacht.

Die Ernährung des italienischen Land- und Fabrikarbeiters entspricht durchgängig weder den gesundheitlichen Anforderungen, noch dem Reichtum der ihn umgebenden natürlichen Lebensmittel, sondern einzig und allein dem elenden Lohn, der ihm gezahlt wird.

In Neapel und Palermo lebt der Proletarier von Salat, Kastanien, Orangen, zu denen im günstigsten Falle noch Fische und kleine Krabben treten, welche das Meer bei der Ebbe zurüchläßt. Der Bauer von Kalabrien und Apulien nährt sich von Brot und einem Salat von Paradiesäpfeln. Die genannten Provinzen sind die Kornkammer von Italien, aber die fruchtbaren Ländereien sind in der Hand eines mächtigen Grundadels konzentriert, welcher sich mit Hilfe des Jenus in den Besitz aller Aemter gebracht hat, nach Belieben schaltet und waltet und die kleindauerlichen Pächter und Halbpächter in einer Abhängigkeit und einem Elend hält, wie sie die Zeit der Leibeigenschaft nicht schlimmer kannte. Was für den norditalienischen Proletarier der Reis oder Mais ist, das sind für den süditalienischen Arbeiter die Macaroni. Fleisch ist aus dem Kochenjettel fast des gesammten italienischen Volkes (die oberen Zehntausend natürlich abgerechnet) gestrichen, außer den angeordneten Hauptnahrungsmitteln figuriren darauf nur noch Früchte, Gemüse, wenn es hoch kommt, Käse und Fische.

Nach Lavollé verausgibt der italienische Arbeiter durchschnittlich pro Tag 52—64 Pf. für seine Beköstigung, und so niedrig diese Zahlen erscheinen, erweisen sie sich doch noch der Wirklichkeit gegenüber für durchgängig zu hoch gegriffen. Dabei darf man nicht vergessen, daß diese Nahrungsweise dazu bestimmt ist, die Kräfte zu ersetzen, welche der italienische Arbeiter während einer 14-, 15-, ja 17 stündigen Arbeitszeit in einer oft glühenden Atmosphäre verausgibt!

Die Wohnung des italienischen Proletariats ist ebenso jämmerlich wie seine Ernährung und steht im schreienden Widerspruch zu den notwendigsten Anforderungen der Hygiene, sie wird zur Ursache von Siedthum und Epidemie.

Die Thatfache läßt sich dadurch nicht beschönigen und wegleugnen, daß die wohlgefinnten Oekonomen den italienischen Arbeiter für ein so wunderbar konstruirtes Wesen erklären, daß er nicht nur an der schlechtesten Ernährung ein Wohlgefallen findet, sondern auch gegen die Mißstände seiner Wohnungen unempfindlicher ist, als sonst wer. Im Allgemeinen kann man ohne Uebertreibung erklären, daß die Wohnungen der italienischen Arbeiter, ganz besonders auch der Landarbeiter, wahre Hundelöcher sind, von denen sogar der in Genuesamkeit schwebende Herr Lavollé zugeben muß, daß sie „wahre Brutstätten für Epidemien und Krankheiten bilden“. Feucht, niedrig und dumpf zum Erstickenden, schmutzig, miserabel möblirt, von Ungeziefer wimmelnd, ohne Abzugskanäle für das schmutzige Wasser und die Kloaken, schlecht ventilirt, oft nur mit der Thüre als Oeffnung, ohne Rauchfang, ohne Fenster, so stellen sich die italienischen Arbeiterwohnungen vielfach dar. In Neapel sind sie der Mehrzahl nach unter dem Boden-

niveau gelegen, Höhlen ähnlicher als Wohnstätten, in Rom wiederum sind sie über Kellerlöchern erbaut, die voll übelriechenden, faulen Wassers stehen.

Und da wundert man sich noch, oder macht das Klima allein verantwortlich, wenn die „Malaria“ und andere Fieber und Epidemien Tausende um Tausende des italienischen Proletariats dahintraffen.

In den engen, winkligen Gäßchen von Mailand, von Genua und den meisten oberitalienischen größeren Städten mit entwickelter Industrie ist das Proletariat in Wohnungen ohne Luft und Licht zusammengepfercht, in denen sich die Krankheiten vermehren, wo die Skrophulose zahlreiche Opfer fordert, wo ganze Generationen dahinsiechen und Epidemien häufig mit vernichtender Heftigkeit auftreten. In Sizilien bewohnen die landwirtschaftlichen Arbeiter der Regel nach kegelförmige Hütten, aus Lehm und Schilf zusammengeliebt, deren einzige Oeffnung als Thür, Fenster und Abzugskanal für den Rauch dient. Der ganze Hausrath dieser „idyllischen“ — Hundelöcher besteht aus einem Strohhause als Lagerkasten, etlichen Kürbislaschen, Töpfen, Kesseln und dem Arbeitswerkzeuge. Die Minenarbeiter, deren Heimath nicht nahe bei den Gruben liegt, verbringen ihre Nächte in Höhlen und Löchern, welche sie in die Felswände graben, und die den Höhlen wilder Thiere oft ähnlicher sind, als den Wohnstätten menschlicher Wesen.

Die Mehrzahl der italienischen Bauernhütten, die mit ihrem malerischen Aeußeren das Entzücken der Maler und noblen Weltbummler von Beruf bilden, stellen sich bei genauer Betrachtung als die jämmerlichsten Wohnungen heraus, die man zwar von weitem ansehen kann, aber von Gesundheitswegen nun und nimmermehr bewohnen sollte.

Neben Massenarmuth, niedrigen Löhnen, ungenügender Ernährung, miserabler Wohnung zeigt Italien auch die für den kapitalistischen Industrialismus so charakteristische hochgradige Ausbeutung der Frauen- und Kinderarbeit. In allen Industrien ist die Nachfrage nach „Händen“ von Frauen und Kindern vorwiegend; während der Mann oft feiern muß, finden Frau und Kind in Folge der für sie üblichen Hungerlöhne fast stets Beschäftigung. Frauen sind in Italien nicht nur mit den feinsten und schwierigsten, sondern auch mit den härtesten Arbeiten betraut. Wer die italienische Arbeiterin in den Steinbrüchen und Hüttenwerken schauen gesehen, dem muß die Rede vom schönen aber schwachen Geschlecht als eine eigenthümliche Fabel erscheinen. Die italienische Arbeiterin zaubert in Genua und Venedig nicht nur die kostbarsten Spitzen hervor, sie flechtet nicht nur in Toskana Stroh, sie trägt auch auf ihrem Kopfe die schwersten Lasten. An der genuesischen Küste z. B. sind es besonders Frauen, welche auf dem Kopfe die Steine aus den Brüchen transportiren, beim Bauen Handlangerdienste verrichten. In den Badeorten, mit denen die Ufer des Golfs von Spezia besetzt sind, bringen die Frauen nicht nur sämtliche Mundbedarfe auf dem Kopfe an Ort und Stelle, sondern sie schleppen auch gleicherweise Koffer und sonstiges Gepäc der zahlreichen Reisenden und Badegäste.

Fassen wir die angeführten Thatfachen kurz zusammen, so ergibt sich für die ökonomische Lage des italienischen Proletariats, für seine materiellen Existenzbedingungen, daß er nebst Weib und Kind einen unmaßig langen und nach Belieben des Brothehrn auszudehnenden Arbeitstag gegen einen lächerlich niedrigen Lohn schafft, der seine Lebensweise auf dem denkbar niedrigsten Niveau erhält.

Gleicherweise erbärmlich ist es um seine Lage in politischer Beziehung, ist es um die Wahrung seiner geistigen und moralischen Interessen bestellt.

Die Polizeispionage in Preußen

ist schon sehr alt.

1768 hat ein österreichischer Beobachter an der Spree seine Wahrnehmungen über den Berliner Polizeidienst zu Papier gebracht und nach Jahren, gewiß aus dem Tagebuch, dem österreichischen Polizeiminister v. Bergen diese schätzbaren Notizen zur Verwerthung für heimisches Spitzeltum und Vertrauenswesen mitgetheilt. Baron Scherzer also schreibt am 17. November 1794:

Anno 1768 war ich in Berlin und wurde sehr vertraut mit Jemanden, der bei der königlichen geheimen Polizei angeheilt war. Dieser eröffnete mir im Vertrauen, daß des Königs allerbeste geheime Spionen in den großen Städten die Wärlhe, Traiteurs und Eigenthümer der Hotels garnis wären, für welche der König zum Theil ganz, zum Theil die Hälfte des Zinnes bezahle, und wenn sie sonach etwas Wichtiges entdecken, ihnen nebst diesen noch eine angemessene Belohnung ertheilt. . . . Für das aber, daß der König für diese Wärlhe den Zins zahle, sind sie verbunden, von allen Zusammenkünften, Gesprächen und sogar — wenn Jemand bey ihnen wohnt, der dem Staat verdächtig scheint — von seinen bey sich habenden Briefschaften täglich einen verläßlichen Protocoll-Auszug der Geheimen Polizei einzuschicken, wodurch Friedrich der Große weit verlässlicher als durch die Wiener Tagetelnen täglich erfahren hat, wer in seinen Hauptstädten angekommen und was allda seine Beschäftigung seye.

Man versteht danach, warum es in Lessings „Minna von Barnhelm“ heißt: „Die Polizei will alles, alles wissen und besonders Geheimnisse.“

Der Sieg der Sozialdemokraten in Breslau.

Nach amtlicher Feststellung entfielen bei der Stichwahl in Breslau-West auf den Kandidaten der Sozialdemokratie, Schneidermeister Kühn in Langenbilsau, 9948 Stimmen, während der Deutsch-freisinnige, Stadtrichter a. D. Friedländer, mit 8237 Stimmen in der Minorität blieb.

Der Sieg der Breslauer Parteigenossen, der überall freudig begrüßt werden wird, ist der Lohn ihrer thatkräftigen Agitation und

gleichzeitig der Beweis, wie tief der Sozialismus auch in die anscheinend träge daliegenden Massen der dortigen Bevölkerung eingedrungen ist. Daran hat weder der „Fackelzug“ noch der angeblich 2000 Mitglieder zählende „Königstreue Arbeiterverein“ etwas zu ändern vermocht.

Doch der „Deutschfreisinn“ trotz aller seiner „Anbrängeleien“ an die Kartellbrüder und trotz der offenen Unterstützung des Zentrums und der Nationalliberalen eine Niederlage erleben würde, war mit ziemlicher Sicherheit zu erwarten, aber es war nicht vorauszu sehen, daß er mit fast 2000 Stimmen hinter dem sozialdemokratischen Kandidaten zurückbleiben könnte.

Breslau-West kann jetzt mit vollem Recht zu den sicheren Wahlfreien der Sozialdemokratie gerechnet werden. Nachdem es bei den Faschingswahlen 1887 die Feuersprobe gegen das Kartell bestanden, ist jetzt der Beweis geliefert, daß auch bei einer Nachwahl gegen den Deutschfreisinn die sozialdemokratischen Reserven in Bewegung zu bringen sind. Denn die 2149 Stimmen, die Kühn gegen den ersten Wahlgang mehr erhalten hat, sind fast vollständig als rein sozialdemokratische zu betrachten. Antiklerikale und Konserervative haben sich der Abstimmung ganz enthalten. Nunmehr heißt es, den Distrikt wieder zu erobern, der 1887 durch unerhörte Wahlpression verloren gegangen ist.

Aus dem Reichstage.

Die große Kolonialdebatte hat endlich — am Sonnabend voriger Woche — stattgefunden und sie ist ebenso klein gewesen, wie neulich die „Kleine“, die ja auch eigentlich eine „große“ hatte sein sollen. Es kam genau so, wie es jeder halbwegs intelligente Zeitungsleser — von intelligenten Politikern gar nicht zu reden — voraussehen konnte. Graf Herbert Bismarck stützte einige handschriftliche Bemerkungen. Der „Löwe des Tages“, Herr Lieutenant Wismann, hatte durch einige schon hundertmal gelesene „Aufklärungen“ der Vorstellung ein etwas afrikanisches Gepräge zu geben; und nachdem Herr Bamberger spielend die kolonialpolitischen Spinweben und Nauschgoldblätter zerrissen und weggeblasen hatte, trat Fürst Bismarck als Dens ex machina auf die parlamentarische Bühne, behauptete, daß er von Anfang an gewollt habe, was er jetzt wolle, und daß er bloß wolle, was das deutsche Volk wolle, und daß er in dieser ganzen nationalen Sache eigentlich gar keinen Willen habe, sondern nur das Instrument des deutschen Reichstags sei, der den Willen des deutschen Volkes repräsentiere u. s. w., u. s. w. Das heißt: der Herr Reichszkanzler glaubt selbst nicht an den Erfolg der Kolonialpolitik, hält es aber für nötig, dem Schulknaben Michel ein kleines Spielzeug zu lassen, das seine Gedanken von ernsteren und näheren Dingen ablenkt, und wälzt darum wohlweislich die Verantwortlichkeit auf den Reichstag.

Herr Windthorst, der den Drei hat einbrocken helfen, gab zu der Bescherung seinen Segen — mit etwas saner-süßem Gesicht — kurz die schönste Harmonie, welche nur auf eine halbe Stunde

durch die Kritik Bebel's geführt wurde, der den Sklavenbefreiungsschwärmern unter die philanthropischen Rosen rief, daß es in Deutschland Hunderttausende von Arbeitern giebt, die in weit schlimmerer Lage sind, als die Negerklaven.

Die Majorität ließ sich jedoch die Lanze nicht verderben — die zweite Lesung wurde beschlossen — nur daß, um den Schein zu wahren, die Vorlage vor eine Kommission verwiesen wurde.

Was dabei herauskommt, das sieht freilich in einem anderen Kapitel. Und der Reichstag, welcher einst die Kostenrechnung und die Totentafeln zu prüfen hat, wird nicht so leichtem Herzens seine Aufgabe erfüllen, als vorigen Sonnabend der Fasching-Reichstag.

Das Trampenspiel in Ostafrika und auf den samoanischen Inseln giebt uns einen Vorgeschmack. Dem Anfang wird die Mitte und das Ende entsprechen.

Die Kosten hat das Volk zu tragen, und wir wollen bloß wünschen, daß die Verantwortlichkeit auf die richtigen Schultern gewälzt wird.

Montag, den 28. Januar entspann sich eine kleine Debatte über die Zuckersteuer, die für unsere Leser wenig Interesse bietet.

In der Reichstags-Sitzung am Dienstag (zweite Beratung der Afrikavorlage) erstattete zunächst Abg. Meyer (Jena) Namens der Kommission einen kurzen Bericht, worauf Abg. Richter das Wort erhielt, um in 1/2-stündiger Rede nochmals den Standpunkt der freisinnigen Partei darzulegen und zugleich auf die letzten Reden des Reichszkanzlers und des Abg. v. Bennigsen das Nötige zu erwidern. Der Redner wies auf die Mißerfolge der Seeblockade hin, bewies, daß sich nach dem Aktionsprogramm des Hauptmann Wismann durch militärische Machtentfaltung erhebliche Erfolge erzielen lassen, schilderte die geringen Aussichten der wirtschaftlichen Entwicklung Ostafrikas, kennzeichnete die Wandlungen in dem Kolonialprogramm des Kanzlers und ironisierte die eigentümliche Art, wie der Kanzler das Majoritätsprinzip, aber allerdings nur für Afrika, verherrlicht habe. Die auswärtige Lage und die neuen schweren Belastungen Deutschlands seit zehn Jahren für Militärzwecke verbieten es vollends, in Afrika abenteuer auszugehen. — Somit beteiligten sich Oechelhäuser (nl.), Graf Mirbach (H.), Virchow und Windthorst an der Debatte. Letzterer versicherte nochmals, daß seine Partei sich nur für Unterdrückung der Sklavenjagden und des Sklavenhandels interessiere, was allerdings im Verlaufe der Verhandlung immer mehr zurückgetreten ist. Die falsche Situation, in welche die Zentrumspartei durch den Antrag Windthorst geraten, zu verfallen, erwies sich auch für den Urheber dieses Antrages immer schwieriger. — Seitens der Regierung beteiligte sich niemand an der Diskussion. Der Reichszkanzler war nicht erschienen. Nur auf ausdrückliche Provokation des Abg. Windthorst versicherte Hauptmann Wismann nochmals, daß alles darauf ankomme, die Kräfte durch Anwendung von Gewalt mit möglichst viel Energie in kurzer Zeit „trautabel“ zu machen.

Mittwoch dritte Beratung der ostafrikanischen Vorlage. Von den Sozialdemokraten beteiligte sich Sabat, sonst die Abg. Nagdzinski (Pole), Windthorst, Siedler, welchem der Abg. Richter sehr scharf erwiderte. — Dann Branntweinsteuerdebatte.

Am Donnerstag trat das Haus in die Beratung des Antrages Lieber-Höhe, betr. das Verbot der Sonntagsarbeit ein. Die Redner aller Parteien — von den Sozialdemokraten der Abg. Harz — sprachen sich im Sinne des Antrages aus. Geh. Rath Kohnmann erklärte aber, daß zwar die verbündeten Regierungen den im Antrage ausgesprochenen Bestrebungen „freundlich“ gegenüberstünden, aber wegen der Schwierigkeit, hierbei allen Verhältnissen gerecht zu werden, es den Abgeordneten überlassen müßte, sich an die „Landesregierungen“ zu wenden. Selbst auf konservativer Seite wird diese Verschleppungspolitik der Regierung auf das Schärfste getadelt.

Die Beratung des sozialdemokratischen Antrages auf Aufhebung der Kornzölle wurde wegen der vorgerückten Stunde nach 1/2-stündiger Debatte abgebrochen. Abg. Bebel wies zur Begründung des Antrages auf die Getreidepreissteigerung der letzten Zeit hin und bezeichnete die Befreiung der Getreidezölle als das erste Ziel einer gesunden Sozialpolitik. Aus seiner Rede werden wir in nächster Nummer einige Auszüge bringen. Der Redner der Freikonservativen, Abg. v. Kardorff war nicht nur gegen jegliche Zollbefreiung oder Ermäßigung, sondern hielt selbst die bestehenden hohen Zölle nicht für ausreichend.

Ende nächster Woche soll der Reichstag bis Mitte März vertagt werden, damit die Kommissionen für Altersversorgung- und Genossenschaftsgesetz ihre Beratungen unterdeh beenden.

Schnitzel.

Der Arbeiter soll über dem Nächstliegenden — Besserung seiner Lage — niemals das große Ziel der Zukunft vergessen, dem er entgegenzustreben hat und das ihm allein gründliche und dauernde Heilung seiner Uebel bringen kann. Jeder Arbeiter, der darnach strebt, muß nicht bloß Freund und Verteidiger seines Standes, sondern er muß zugleich auch Sozialist sein; er muß mit seinem Herzen nicht bloß das Leiden seines Standes, sondern dasjenige der Gesellschaft selbst umfassen. In diesem Falle ist er Humanist und Kosmopolit, während er im ersten Falle nur Standesbegierde wäre. Prof. Buchner.

Die gestrige Reichstagsberatung (über Arbeiterschutz) macht einen überaus traurigen Eindruck. . . . Daß allerdings der ablehnende Standpunkt der Regierung gegen den Arbeiterschutz im Klassenkampf steht zu dem Volk. . . . — das läßt sich nie und nimmer leugnen. . . . Es muß und wird die schwersten, traurigsten Folgen haben, wenn der Bundesrath dabei verharret, das einzige Hindernis zu sein, welches dem Arbeiterschutz im Wege steht. Sieders „Volk“.

Verschiedene Versammlungsberichte wegen Raummangels für nächste Nummer zurückgestellt.

Expediente für Steglitz, Lichterfelde und Friedenau gesucht. Adressen an unsere Expedition. S. W. 17 Seiten, 255 Bl.

Große öffentliche Versammlung der Korbmacher

Montag, den 4. Februar, Abends 8 Uhr, im Lokale des Herrn Koll, Adalbertstraße 21.

Tagesordnung:
1. Der Nutzen der Gewerkschaftsorganisation.
Referent: Th. Glocke.
2. Diskussion.

Um zahlreiches Erscheinen ersucht
Der Einberufer.

Fachverein der Tischler.

Sonnabend, den 2. Februar, Abends 8 1/2 Uhr, in Jordan's Salon, Neue Grünstraße 28.

Mitglieder-Versammlung.

Tagesordnung:
1. Vortrag des Herrn Dr. Wille über: „Zufriedenheit und Volkerglück“.
2. Vereinsangelegenheiten (Beschlussfassung über die stattfindenden Vergünstigungen).
3. Fragekasten.

Neue Mitglieder werden in der Versammlung aufgenommen.
Der Vorstand.

Verband deutscher Mechaniker und verw. Berufsgenossen.

(Zahlstelle Berlin.)

Außerordentl. Generalversammlung am Mittwoch, den 6. Februar, Abends 8 1/2 Uhr, im Neuen Klubhaus, Kommandantenstr. 71-72.

Tagesordnung:
1. Vortrag des Herrn B. Ernst über: „Materialistische Geschichts-Auffassung“.
2. Diskussion.
3. Kassenbericht.

4. Wahl des Schriftführers und der Preis-Kommission.
5. Besprechung über Veranstaltung eines Herren-abends event. Wahl eines Komitees.
6. Verschiedenes.
7. Fragekasten.

Mitgliedsbuch legitimirt. Aufnahme neuer Mitglieder. Um zahlreiches Besuch bittet
Der Vorstand.

Bereinigung der deutschen Maler, Lackierer, Anstreicher und verw. Berufsgenossen.

(Zahlstelle Berlin III, Ost.)

Dienstag, den 5. Februar, Abends 8 Uhr, Versammlung

bei Heise, Lichtenbergerstr. 21.

Tagesordnung:
1. Monatsbericht.
2. Vorlesung.
3. Verschiedenes.

Zahlreiches Erscheinen erwünscht. Gäste haben Zutritt.
Die Bevollmächtigten.

Der Arbeitsnachweis der Klavierarbeiter

befindet sich nach wie vor Waldemarstr. 61 im Restaurant Pflücker. Die Adressenaussgabe findet jeden Abend von 8-9 1/2 Uhr und Sonntag Vormittags von 10-11 1/2 Uhr, sowohl an Mitglieder wie auch an Nichtmitglieder unentgeltlich statt.

Fachverein der Tischler.

Sonnabend, den 16. Februar cr., Abends 8 Uhr, in der Berliner Ressource (Kolosseum), Kommandantenstraße 57.

Großer Wiener Maskenball.

Billets hierzu zum Preise von 50 Pf. sind zu haben auf allen Zahlstellen des Vereins, sowie bei folgenden Herren: Hannemann, Al. Andreadstr. 14 bei Sachse, Hof 3 Tr.; Rambow, Wienerstr. 20, Portal I, bei Gröger; Müller, Hollmannstraße 23, H. 1 Tr.; Witte, Invalidenstr. 21, 2 Tr.; Engler, Gieselerstraße 32, bei Frau Brandt, 2 Tr.; Manz, Steinwegstr. 75; Elsässer, Poststr. 40, H. v.; Apelt, Sebastianstr. 27/28 (Rödelhandlung); Schulz, Briegerstraße 42, v. 4 Tr.; Ronien, Kreuzbergstr. 9, Querg. 3 Tr.; Millarg, Lehrterstr. 22; Haberland, Reichenbergerstr. 161, v. 2 Tr.; Wille, Maderstr. 95, 3 Tr.; Wiedemann, Forsterstraße 50, 3 Tr.; Werfel, Mittenwalderstr. 13, H. 4 Tr.; Schmidt, Markgrafstr. 26, 1 Tr.; bei Wunderwelt; Glocke, Eisenbahnstr. 82, v. 2 Tr.; Bruns, Reichenbergerstr. 105, 1 Tr.
Der Vorstand.

Unterstützungsverein der Maurer Berlins.

Sonntag, den 3. Februar, Vormittags 11 Uhr,

Grosse Matinée im Konzerthaus Sanssouci, Kottbuserstr. 4a., unter gütiger Mitwirkung des Gesangsvereins „Lorbeerkrantz“ sowie eines bestrenommierten Doppelquartetts. Auftreten der beliebten Duettisten Emmy und Hugo Müller sowie verschiedener Spezialitäten.

Um recht zahlreiche Beteiligung wird gebeten.

Billets sind zu haben in allen mit Plakaten belegten Lokalen, sowie bei den Herren:

- | | |
|--|---|
| B. Kerstan, Lützenstr. 4. | Fischer, Thierstr. 55, v. IV. |
| G. Gimpel, Pflückerstr. 59, v. I. | A. Wittermann, Memelerstr. 2, Hof III. |
| H. Jentsch, Andreadstr. 4, v. IV. | J. Wolf, Kangerstr. 43, v. IV., bei Jiegmann. |
| H. Otto, Mariannen-Platz 5, Hof i. R. | Aug. Dammasch, Thierstr. 14, Hof IV. |
| H. Heinrich, Rindbebergerstr. 14, Hof III. | H. Jechel, Rammstr. 70, Hof II., 2. Eingang. |
| J. Bernan, Zionskirchplatz 1, v. II. | H. Bernemann, Ackerstr. 134, II. |
| B. Schulz, Hildersdorferstr. 64, Querg. 1. | H. Müller, Joffenerstr. 25, v. IV. |
| R. Wagner, Admiralstr. 28, Seitenstr. 11. | Ferd. Müller, Grünauerstr. 7. |
| Deimr. Meyle, Zionskirchstr. 8, Hof part. | Rud. Zillmann, Straßunderstr. 9, v. I. |

Berliner Arbeiterbibliothek

Herausgegeben von Max Schippel.

1. Heft: Ein sozialistischer Roman.

32 Seiten, Preis 15 Pfennige.

Inhalt: „Ertrag des Kapitals“ und Aneignung des Ertrages fremder Arbeit. — Die Bedeutung der Streiks. — Wachsende Kapitalkonzentration und sozialistischer Betrieb. — Sozialismus, Verbrechen und Gesetzgebung. — Sozialismus und Gütervermehrung. — Sozialismus und Frauenemanzipation. — Der Sozialismus und der moralische Fortschritt.

Die folgenden Hefte werden enthalten: 2. Die Arbeiterinnen- und Frauenfrage der Gegenwart. — 3. Die Gewerkschaften, ihr Nutzen und ihre Bedeutung für die Arbeiterbewegung. — 4. Die Arbeiterschutzgesetzgebung und die Stellung der Parteien. — 5. Die Sozialreform der Regierung. — 6. Die französische Arbeiterbewegung, ihre Entwicklung und ihre Führer. — 7. Ein Leitfadens zum Vereins- und Versammlungsrecht der Arbeiter. — 8. Die Finanzentwicklung und der drohende Bankrott unserer Großstaaten. — 9. Die Handwerker- und Innungsbewegung.

An Kolporteurs liefern wir das Heft zu 10 Pf. — ebenso an Arbeiter bei Entnahme von mehr als zehn Exemplaren.

Recht zahlreichen Bestellungen entgegensehend
Der Verlag der „Berliner Volksbibliothek“.
Berlin S.O., Oranienstraße 23.

Fachverein der Steinmetzen. Gr. Versammlung

am Sonntag, den 3. Februar, Vormittags 10 Uhr, in Ahlgrimm's Salon, Sophienstr. 34.

Tagesordnung:
1. Wahl eines Kassirers.
2. Verschiedenes und Fragekasten.

Um zahlreiches Erscheinen bittet
Der Vorstand.

Verein zur Wahrung der Interessen der Schuhmacher und Berufsgenossen Berlins.

Versammlung am Dienstag, den 5. Februar, Abends 8 Uhr, in Jordan's Salon, Neue Grünstraße 28.

Tagesordnung:
Vortrag des Herrn Max Schippel über: Die Gewerkschaften, ihr Nutzen und ihre Bedeutung für die Arbeiterbewegung.

Centralkranken- u. Sterbekasse der Tischler u. s. w.

Certliche Verwaltungsstelle Berlin F.

Montag, den 4. Februar, Abends 8 Uhr, Brunnenstr. 34, Bettin's Salon.

Mitglieder-Versammlung.

Tagesordnung: 1. Abrechnung vom 4. Quartal 1888. 2. Vortrag des Herrn Sperling, prakt. Vertreter der Naturheilkunde, über: Wie kommt die Naturheilung zu Stande? Wie wird diese Naturheilung am besten unterstützt durch die medizinische oder naturgemäße Heilweise? 3. Verschiedenes. Um zahlreiches Erscheinen ersucht
Die Ortsverwaltung.

Arbeitsnachweis für Tischler.

Der vom Fachverein der Tischler begründete Arbeitsnachweis befindet sich vom 1. Februar ab

Dresdenerstraße 116,

im Restaurant Wendi. Die Arbeitsvermittlung geschieht für Meister und Gesellen (auch Nichtmitglieder des Vereins) unentgeltlich. Die Adressenaussgabe erfolgt an Wochentagen von 8 1/2 bis 10 Uhr Abends, Sonntags von 9 bis 11 Uhr Vormittags. Da sich die vier Kassirer der „Centralkassen der Tischler und Pianoortearbeiter Berlins“ verpflichtet haben, sich ihrerseits jeder Adressenaussgabe zu enthalten, ersuchen wir, nur den obengenannten Arbeitsnachweis zu benutzen. Der Vorstand.

Arbeitsnachweis der Maler

früher Ritterstr. 123 bei Söditz, jetzt

Dresdenerstr. 116 (Restaurant Wendi).

Jeden Abend von 7-8 Uhr (außer Sonnabends) und Sonntags Vormittags von 10-12 Uhr unentgeltliche Arbeitsvermittlung.
Die Bevollmächtigten der Filiale I,

Für Zetel (Oldenburg) nimmt Bestellungen auf die „Berliner Volksbibliothek“ im Auftrage der Expedition entgegen
Tischler Friedrich Giersch,
bei Johann Prull.

Wissen und Nichtwissen.

Von Leopold Jacoby.

Unheilvoller
Als das Darben der Erdenkinder
Und alles Leid der Menschen ist
Das Nichtwissen
Vom eig'nen Elend.

Seh ich Millionen Menschenwesen
In ein Martyrjoch gepreßt,
Stumpfen Blicks durchs Tagewerk wandeln,
Dann in bittr'm Groll und Gram
Muß mein Herz und Hirn erbeben.

Toren haben es Glück genannt,
Haben die Menschen selig gepriesen,
Die unbewußt der Seelenqualen
Sich des niedern Daseins freu'n,
Mit dem Vieh zugleich zufrieden leben.
Lieber wissend bluten in Qual,
Lieber bewußt in Qual vergehn!

Fürchterlicher
Als das Elend der Menschen ist
Das Nichtwissen,
Seis auch vom Elend.

[Nachdruck verboten.]

Froggy und sein Bruder.

Eine Geschichte.

Nach dem Englischen.

(Fortsetzung.)

VI.

Am folgenden Morgen erhob sich Froggy frühzeitig, um einen großen Plan zu verwirklichen, den er in der Nacht gefaßt.

Er hatte die Augen kaum geschlossen, denn der neben ihm ruhende Benny murmelte im Schlafe: „Nur ein ganz kleines Stückchen Brot.“ Der arme Kleine ward sogar im Traume vom Hunger gequält. Froggy mußte ihm um jeden Preis zu essen verschaffen.

Er erinnerte sich, daß sein Vater manchmal Kleider beim Pfandleiher verpfändete und wieder auslöste, wenn die Geschäfte besser gingen. Froggy wollte dasselbe thun.

Die Reichthümer der armen Kleinen waren nicht groß. Frau Ragbone hatte den besten Theil ihrer armseligen Habe davon geschleppt, um sich für rückständigen Zins bezahlt zu machen.

Aber Froggy fand doch noch etliche Kleinigkeiten zusammen, die er zum Pfandleiher tragen konnte: die kleine Matratze, auf der er früher geschlafen, als er nicht älter wie Benny war, eine alte Weste, eine Pelzmütze seines Vaters und mehrere große Hemden. In einem baumwollenen Taschentuch lag noch etwas, aber das war heilig. Es war der Sonntagshut der Mutter, den sie trug, wenn sie sich schön machen wollte. Froggy konnte ihn nicht anschauen, ohne in Thränen auszubrechen, weil der Hut, wie er sagte, „der Mutter so ähnlich war.“ Er erinnerte ihn so deutlich an das theure, mütterliche Antlitz, wenn Froggy Sonntags Abends auf ihren Knien saß, die Hände in ihre Hände gelegt, und ihr seine Kinderträume anvertraute. Um alles in der Welt hätte Froggy nicht den Hut verfehlt, eher hätte er die Fäden vom Leibe her fortgegeben. Der Hut war für ihn, was für ein reicheres Kind das Bildniß der todtten Mutter ist.

Es that ihm auch leid, die anderen Gegenstände zum Pfandleiher zu tragen, aber er tröstete sich damit, daß von der Königin bald Hilfe kommen mußte, und daß er dann Alles auslösen könnte.

Froggy setzte Benny von seiner Absicht in Kenntniß, schärfte ihm ein, im „Bett“ liegen zu bleiben und machte sich mit seinem Packer auf den Weg, um einen Laden mit den üblichen drei Goldklugeln als Schild zu suchen.

Unterwegs fiel Froggy ein, bis zu dem alten Salomo zu gehen. Dandy hatte gesagt, daß er „ein gutmüthiger Teufel sei“ und ihm selbst schien es, daß der Alte gutmüthig ausgesehen habe. Gewiß würde er einen vernünftigen Preis für die Sachen zahlen.

Die Strafe war zu so früher Stunde noch fast verlassen und öde, der Bube begegnete nur den Karren, welche Kehricht und Abfälle fortzuführen, Milchfrauen, Händlern mit Brunnenkresse und zwei oder drei Polizisten, die den Kleinen mit argwöhnischem Auge musterten. Einer von ihnen hielt ihn sogar an und frug, was er in seinem Packer habe, und wohin er es trage.

„Bitt gar schön, Herr,“ sagte Froggy, indem er seinen Packer bereitwillig öffnete, „ich gehe nur zum Pfandleiher.“ Der Konstabler wählte das Packer durch, nickte dann Froggy zu und ließ ihn weiter gehen.

Ohne daß sich weiter Jemand um ihn kümmerte, kam er endlich beim alten Salomo an. Zehn Minuten später trat er glückselig aus dem Laden: der Jude hatte ihm mehr gegeben, als er zu hoffen wagte. Die Brüder konnten, wenn sie sparsam waren, fünf oder sechs Tage mit dem Gelde wirtschaften, und unterdeß kam sicher Nachricht von der Königin. Bei seiner Heimkunft fand er Benny an der Dachluke hockend und nach dem Briefträger

ausschauend, „für den Fall, daß die Königin gleich geantwortet habe.“

Froggy hatte sein Kapital bereits auf dem Nachhausewege angegriffen: er hatte Hafermehl für Brei gekauft, Brot, Holz und Kohlen. Er zündete sofort das Feuer an und kochte eine große Schüssel Haferbrei, den sie zusammen mit hölzernen Löffeln aßen. Er versicherte Benny, daß sie Mittags für zwei Penny gebratene Kartoffeln und Abends noch einmal Haferbrei als „Thee“ genießen würden. Die Kleinen fühlten sich im Besitze der wenigen Schillinge als wahre Kapitalisten und fanden, daß heute sogar ihre Mansarde fast freundlich ausah.

Froggy theilte Benny mit, daß er nicht länger kehren würde. Er wollte seine Fäden ausfüllen, sich gut küssen, so schön als möglich machen und eine Stelle als Laufjunge suchen.

Nachdem die Brüder das aus gebratenen Kartoffeln bestehende Mittagmahl verpeist hatten, hockte Froggy auf den Boden nieder und fing an, das Loch seiner Weste auszubessern. Er war mit der Nadel ganz geschickt und konnte so gut oder besser ausbessern und zusammenstücken, als manches kleine Mädchen. In Hemdbärmeln, mit tief in die Stirn hängenden Haaren und fest aufeinander gepreßten Lippen saß er da, stach mit der Nadel eifrig darauf los und zog einen so unendlich langen Faden aus und ein, daß jeder einzelne Stuch Mühe kostete. Benny kletterte wieder nach dem Dachfenster und blieb den ganzen Nachmittag oben hocken, mit Froggy plaudernd, seiner Maus zuschauend, die auf und ab trippelte und nach dem Voten der Königin ausspähend.

Unterdeß lagerte sich gelblicher Nebel über die Riesenstadt und verhüllte alles wie mit einem Traverschleier. Der Horizont der Mansarde ward durch einen Wald von Dächern und Schornsteinen begrenzt, die schwärzer und schmutziger als je aussahen, während Benny dieselben heut herrlicher als je sah. Bei jedem Geräusch, das aus der Strafe heraufstunte, versuchten die in dem blaffen Gesichtchen flammenden Augen den dichten Nebel zu durchdringen, um zu sehen, ob die Königin Jemand schickte. Er malte sich aus, was sie wohl thun würden, wenn unten die Hausthür knarrte und ein leibhaftiger, scharlachgekleideter Diener der Königin ins Zimmer trat, mit Kohlen, Fleisch, Brot, Zucker, Geld und einem Anzuge für Froggy beladen.

Aber mit der Zeit ward Benny müde, mit offenen Augen zu träumen; er ließ sich von Froggy die Erlebnisse des gestrigen Tages erzählen. Mit lebhaftem Interesse verfolgte er die Beschreibung Chidabiddy's und Dandy's und wie sie sich vor dem Polizisten aus dem Staube gemacht und eine besondere Sprache gesprochen hatten. Als er gerade dabei war zu erzählen, wie Mac dem alten Herrn sein Taschentuch gestohlen, wurde heftig an der Hausthür geklingelt. Natürlich waren die Brüder davon überzeugt, daß der so bestimmt und schnell erwartete goldbetreßte Lakai der Königin endlich erschienen sei, und der Umstand, daß sich alle Aufmerksamkeit der Nachbarschaft auf Frau Ragbone's Haus wandte, bestärkte sie nur in ihrer Ueberzeugung.

Das genannte Haus selbst schien in allgemeiner Aufregung begriffen, Thüren wurden aufgerissen und zugeschlagen, neugierige Gesichter neigten sich über das Treppengeländer, und das Geschrei der Kinder, vermischt mit Straßenslärm, ward von Frau Ragbone's zorniger Stimme überdönt, die gegen „eine harte und ungerechte Behandlung“ protestirte und Jemand freigebig mit den größten Schimpfwörtern belegte.

Erstaunt und erschrocken sahen die Kinder einander an. „Das scheint doch nicht die Königin zu sein, Froggy,“ sagte Benny kleinlaut und verstimmt.

„Gewiß nicht,“ antwortete Froggy, „aber ich kann auch nicht herausbekommen, was es eigentlich giebt.“

In diesem Augenblicke stürzte Frau Blut bleich, zitternd, die Arme hoch herauf mit Seifenchaum bedeckt aus ihrer Wohnung, um einen Blick über das Treppengeländer zu werfen.

„Die Polizei sucht im Hause“, rief sie den Kindern auf eine Anfrage hin zu. „Daran ist nur dieser Taugenichts von Mac schuld. . . . In der City ist bei einem Juwelier gestohlen worden, und der schlechte Bube soll an dem Diebstahl theilhaftig sein. Die Konstabler denken, daß er vielleicht Uhren oder Ringe hier versteckt hat. . . .“

Obgleich Frau Ragbone fortfuhr zu protestiren und das ganze Veriton ihrer Schimpfreden erschöpfen zu wollen schien, durchsuchten die Konstabler gründlich das ganze Haus. Nachdem die Räumlichkeiten behausucht worden, kam auch zum großen Schrecken der Kinder, die Mansarde an die Reihe. Der hausuchende Konstabler war der nämliche, welcher am Morgen Froggy auf seinem Gang zu dem Pfandleiher angehalten hatte. Als er jetzt des Knaben ansichtig wurde, erinnerte er sich des Umstandes und notirte die Adresse des Pfandleihers, sowie Zahl und Art der verpfändeten Gegenstände. Der Polizist unterzog den Strohsack der Kinder und die Holzkrone einer genauen Durchsuchung. Letztere enthielt nur noch den Sonntagshut der todtten Mutter, und als der Mann die Hand danach ausstreckte, rief Froggy erschrocken:

„Oh Herr, entschuldigen Sie, aber zerschneiden Sie den Hut nicht, wenn es möglich ist. . . . Es ist meiner

Mutter Hut. . . . Sie ist todt und trug ihn nur Sonntags.“

„Er ist nicht so verrückt, wie die, welche die Damen jetzt tragen,“ brummte der Konstabler, als er die Kiste wieder schloß.

Als er die Mansarde verließ, blickte er sich nach Froggy und Benny um, nickte mit dem Kopfe und sagte: „Es scheint mir, daß sich diese Kinder nicht satt essen. Sie wären im „Werkhaus“ (Arbeitshaus, Armenhaus) viel besser aufgehoben, als hier.“

Sobald die Kinder allein waren, fand Benny die Sprache wieder.

„Froggy,“ sagte er, „der Konstabler weiß nicht, daß wir der Königin geschrieben haben, sonst hätte er nicht vom Werkhause geredet. Ich habe mich schrecklich gefürchtet, als er herein kam, und Du bist auch ganz roth geworden.“

„Das glaub ich wohl,“ gab Froggy zur Antwort, bereits wieder damit beschäftigt, einen endlos scheinenden Faden auszugirren.

„Der arme Mac thut mir doch leid,“ fuhr Benny traurig fort. „Ob er wohl schon eingesperrt ist?“

„Die Polizei hat ihn noch nicht gefunden,“ erwiderte Froggy. „Er wird ihr zu schaffen machen, denn Mac ist pfliffig.“

So verfloßen mehrere kalte, traurige Nebeltage. Froggy irrte durch die gleichgültige Riesenstadt von Thür zu Thür, ohne Arbeit zu finden, und Benny harrete am Mansardenfenster noch immer auf das Kommen eines königlichen Bedienten. Sobald ein schwerer Tritt die Treppe heraufkam, klopfte sein Herz stürmisch, und stets ward seine Hoffnung enttäuscht.

Das bisschen Geld von Salomo ging auf die Reige, und wenn Froggy keine Arbeit fand, oder wenn die Königin nicht antwortete, so gab es abermals Nichts zu essen und zu heizen. Und diesmal enthielt die alte Kiste nicht das Geringste mehr, das man verzeihen konnte! Den armen Kleinen stand nur die Auswahl offen, vor Hunger zu sterben oder ins Arbeitshaus zu gehen. Aber die Kinder verloren den Muth nicht und hofften von einem Tag zum anderen.

Eines Nachmittags langweilte sich Benny entsetzlich in der einsamen Wohnung. Er wollte gern Pferd spielen, und in Ermangelung eines anderen lebenden Wesens, das er einspannen konnte, rief er Frau Ragbone's Niese herein. Er begann die Kage mit Bindfaden einzuschreiben, pfliff dazu und schrie wie die Fuhrleute hü und hott! Die Kage schien jedoch das Spiel nicht nach ihrem Geschmack zu finden, sie sträubte das Fell, schüttelte sich und war mit einem Sprunge draußen.

Wieder allein geblieben, kam Benny auf den Gedanken, herunter zu gehen, um einen Spielkameraden zu suchen. Da er jedoch Treppe und Strafe leer fand, stieg er sofort wieder in die Mansarde herauf.

In seiner Abwesenheit war hier etwas sehr Trauriges geschehen. Die Kage war durch die offen gelassene Thüre gekommen, hatte Benny's Maus beim Knabbern der Krümchen überrascht und dieselbe todtgebissen. Benny kam gerade noch zur rechten Zeit, um die Kage zu verhindern, die Maus aufzufressen.

Die Pfötchen in die Luft gereckt, die Augen geschlossen lag das graue, niedliche Thierchen kalt und todt auf dem Fußboden. Benny wollte nicht daran glauben, daß die Maus todt wäre. Er liebte sie und streichelte sie, um sie aufzuwecken, aber als sie auf seine Liebkosungen nicht antwortete, kalt und unbeweglich blieb, so ganz anders, als sie gewöhnlich war, da brach er in lautes Schluchzen aus.

„Benny, mein Benny, was fehlt Dir?“ frug Froggy, der in diesem Augenblick hereintrat.

„Ich habe meine Maus verloren“, schluchzte Benny, „meine liebe, kleine Maus, die ich so lieb hatte.“

Auch Froggy war das Weinen nahe.

„Ja sie ist todt“, sagte er so ernst wie ein Arzt.

„Wer kann sie nur getödtet haben?“

„Die Kage“, verfechte Benny unter Thränen. . . .

„Ich hatte. . . die Thüre. . . aufgelassen. . . als ich. . . herunter ging. . . um mich zu amüßren. . . Sie ist hereingelaufen. . . und hat sie. . . todtgebissen. . . Sie hätte sie. . . auch aufgefressen. . . wenn ich nicht gekommen wäre.“

Und das magere, schmerzzerfüllte Gesichtchen dem Bruder zuwendend, setzte er voller Bitterkeit hinzu: „Es scheint, daß Alle sterben müssen. . . Warum nur?“

„Wahrscheinlich weil es so besser ist“, antwortete Froggy, nachdem er einen Augenblick nachgedacht.

„Warum ist es besser?“ wollte Benny weiter wissen.

„Weil es so viel Elend giebt, daß es besser ist zu sterben“, verfechte Froggy.

Benny schien sich etwas zu überlegen, schaute dann empor und frug:

„Aber wenn Benny wie die Maus stirbt, ist das auch besser so?“

Die Frage schien Froggy schmerzlich zu berühren. Er schaute sein Brüderchen traurig an, schlang die Arme um dessen dünnen, weißen Hals, drückte ihn fest an sich und rief unter hervorquellenden Thränen:

„Oh, mein Benny. Das wäre nie, nie gut. Sprich

mir nie vom Sterben. Wenn Du stirbst, so sterbe ich auch, wie könnte ich ohne Dich leben."

"Vielleicht wäre es besser, wenn wir alle beide stürben", sagte Benny mit seinem dünnen Stimmchen. "Ich möchte nicht ohne Froggy auf eine solange Reise gehen", setzte er hinzu, seinen Bruder zärtlich küssend.

"Ich werde Dir eine andere Maus suchen", sprach seinerseits Froggy, um den Kleinen zu trösten.

"Ich kann keine Andere so lieb haben, wie die", versetzte Benny mit traurigem Kopfschütteln. "Es giebt keine andere Maus wie sie. Zu denken, daß ihre glänzenden, klugen Augen geschlossen sind, und daß sie nicht mehr in ihr Loch huscht!"

Er begann auf's Neue zu schluchzen und ging traurig zu Bett, er legte das todt' Thierchen neben sich und gab ihr ein Brotkrümchen vor den Mund, für den Fall, daß sie vielleicht wieder lebendig würde.

Froggy versuchte am nächsten Morgen den traurig vor sich hin brütenden Kleinen zu zerstreuen.

"Weißt Du", sagte er ihm, "was wir machen, wenn der Winter vorbei und schönes Wetter ist?"

"Nein."

"Wir gehen zusammen auf den Kirchhof, wo Mutter liegt. . . Ich bin mit Papa einmal dort gewesen. . . Es war so hübsch dort. Die Vögel sangen, es gab viele Bäume und Blumen. Es war fast wie auf dem Lande, wie Papa sagte."

"Erzähle mir noch etwas vom Kirchhof", bat Benny nach einer Pause.

"Es waren viele schöne Blumen dort", fuhr Froggy fort. "Die reichen Leute pflanzen Blumen auf die Gräber, die armen legen Sträuße von wilden Blumen nieder. Das wollen wir auch thun, Benny. Aber weil wir nicht wissen, wo Vater und Mutter begraben sind, so legen wir unsere Blumen auf ein Grab, das keine hat."

Die Aussicht auf den Besuch des Kirchhofs zerstreute Benny etwas. . . Die Maus sollte feierlich mit allen Ehren begraben werden. Die kleine Leiche ward in einen Lumpen gewickelt und in eine leere Streichhölzchenschachtel gelegt. Sie sollte in einem wüsten Terrain begraben werden, das der gewöhnliche Tummelplatz aller Kinder der Nachbarschaft war, denen es mit seinen großen Schutthaufen als eine Art Kalifornien erschien. Zwar hatten sie in dem Berge von Austerschalen und Abfällen noch nie etwas anderes gefunden als alte Stiefeln, zerbrochene Theefannen, todt' Ragen und Hutkrämpen, aber sie durchstöberten ihn mit der festen Hoffnung, daß sie doch einmal etwas finden könnten. Erzählten die Mütter nicht wunderbare Geschichten von Goldstücken und Diamantringen, die im Kehricht gefunden wurden?

Traurig und einsam verfloßen die nun folgenden Wochen. Wunderbarer Weise waren die Kinder noch nicht vor Hunger gestorben. Froggy verdiente dann und wann ein paar Pence, zuweilen half eine mitleidige Nachbarin über einen bösen Tag hinweg. Seit dem Tode der Maus war Benny nicht mehr froh und heiter geworden. Er horchte noch immer stundenlang am Dachfenster, aber er erwartete nicht mehr einen Boten der Königin. Die wußte nicht, wie der Hunger thut, dachte er, was gingen sie die armen Leute an.

Wenn Froggy nicht zufällig eine kleine Arbeit fand, so irrte er durch London, um Beschäftigung zu suchen. Jeden Tag ging er auf weitere Entdeckungsfahrten, denn jeden Tag bemerkte er, daß Benny bleicher und bleicher ward. Wie stehentlich bat er nicht Inhaber und Inhaberin von Läden, in denen ein Laufjunge gesucht ward, ihn für den Posten anzunehmen. Niemand wollte ihn. Den Einen war er zu klein, die Andern hatten den Platz bereits vergeben, Manche fanden ihn zu schwach und zu jung. Viele steckten ihn mit rauhen Worten zur Thür hinaus, "da sie nichts mit zerlumpten Bettlern zu thun haben wollten".

(Fortsetzung folgt.)

Rentier Klinkmüller.

Ein Bild aus dem älteren Berlin.

Von Arthur Bapp.

(Schluß.)

Ein weit schwereres Jernwürfnis fand kurz darauf zwischen Vater und Tochter statt. Anna hatte nur die Volksschule besucht — Mädchen haben genug gelernt, wenn sie gut zu kochen und zu nähen verstehen, war des Budifers Ansicht in Betreff der Mädchenerziehung. Nach ihrer Konfirmation mußte sie fleißig in der Wirtschaft helfen, auch oft in den Abendstunden, wo das Geschäft besonders flott ging, den Vater bei Bedienung der Gäste unterstützen. Bei dieser Gelegenheit hatte das junge Mädchen die Bekanntschaft eines jungen Friseurs gemacht, der einer der besten Kunden ihres Vaters war. Der alte Klinkmüller hatte nichts dagegen, daß Anna sich freundlich gegen die Gäste benahm, im Gegenteil, im Interesse des Geschäfts forderte er das sogar von ihr. Das Wort: "Verdienen!" stand in seinem Verston obenan und alle Mittel, den Verdienst zu fördern, wofür sie nicht "gegen Gesetz und Sitte" verstießen, waren ihm recht.

Des jungen Mädchens Freundlichkeit aber galt weniger den Kunden ihres Vaters, als vielmehr dem hübschen jungen Manne, dessen gluthvolle Blicke, dessen gestülpte Schmeichelworte und verstohlene Händedrücke ihr leicht erregbares Blut in heftige Wallung brachten. Das Ende vom Liede war, daß es eines Tages im Klinkmüller'schen Lokal eine heftige Szene gab. Der Budifer überraschte die Weiden, als er einmal von einem kurzen Ausgang

zurückkehrte, bei der süßen Beschäftigung des Küßens. Anna wurde in die Küche verbannt und durfte den Laden nicht mehr betreten. Der Friseur aber, der am nächsten Tage durch eine in aller Form vorgebrachte Werbung um Anna's Hand den Jörn des Allen beschwichtigen wollte, wurde mit Hohn und Spott abgewiesen. Vergeblich war auch alles Bitten und alles Weinen Anna's, die mit ungewohnter Festigkeit erklärte, von ihrem Geliebten nicht lassen zu wollen. So'n Lüderjahn, so'n Schlummerlopp, der den ganzen Tag in den Kneipen rumläge, würde mit seinem Willen nie und nimmer sein Schwiegersohn. Der Mensch habe nicht Lust, etwas zu thun, sei als läberlich und faul im ganzen Viertel bekannt und vertrinke und verspiele Alles, was er verdiene.

Und von dem einmal Gesagten ging der alte Budifer nicht ab, der Name des Friseurs durfte in seiner Gegenwart nicht mehr genannt werden und damit war die Sache für ihn erledigt. Nicht aber für die liebende Anna, die heimlich nach wie vor mit dem Geliebten Verbindung unterhielt und die wenige Monate später, als sie sah, daß sich der Vater nicht erweichen ließ, aus dem elterlichen Haus verschwand.

Dieser Vorfall trug auch dazu bei, daß der Budifer schon jetzt, trotzdem er erst im besten Mannesalter stand und noch ein rüstiger, kräftiger Mann war, sich zur Ruhe setzte. Durch sein dreißigjähriges, unablässiges Arbeiten und Sparen hatte er soviel erworben, daß er jährlich 800 Thaler Zinsen hatte, ein Einkommen, mit dem die beiden einfachen, alten Leute sich einen behaglichen Lebensabend hätten bereiten können. Allein Behaglichkeit war ein Begriff, den der alte Budifer nur vom Hörensagen kannte und der mit seinen Gewohnheiten und Lebensansichten im schroffsten Widerspruch stand. Freilich gestaltete sich seine Lebensweise, nachdem er seinen Beruf aufgegeben, jetzt wesentlich anders, aber auf seine Reigungen und sein ganzes inneres Wesen konnte diese äußerliche Veränderung keinen Einfluß ausüben. Auch jetzt war das Klinkmüller'sche Ehepaar von der kleinlichsten Sparsamkeit, auch jetzt hatte es jeden Luxus, jede Verschwendung, jede überflüssige Ausgabe wie ehemals.

Ihre Tage spielten sich sehr gleichförmig, fast nach der Uhr ab. Des Morgens puzte der Fr-Budifer und Rentier sein und seiner Frau Schuhzeug, machte Holz klein zum Anzünden des Feuers und ging in jeder Weise seiner schwachen und seit dem Verschwinden Anna's fränkenden Frau hilfreich zur Hand. In den Vormittagsstunden beschäftigte er sich mit dem Reinigen des Hofes hinter seinem Hause und mit der Fütterung seiner Hühner und Tauben, die er sich nach Aufgabe seines Geschäfts, um eine Beschäftigung und eine kleine Gelegenheit zum Verdienste zu haben, angeschafft hatte. Nach dem Essen hielt er nach alter Gewohnheit einen Mittagschlaf, den er jetzt in seiner beschäftigungslosen Zeit natürlich länger ausdehnte wie ehemals. Dann trank er seinen Nachmittagskaffee, bei dem die Cichorie selbstverständlich das Hauptingredienz bildete, und kleidete sich zum Ausgehen an, um seinen täglichen Spaziergang zu absolviren. Zu diesem Zwecke lenkte er Tag für Tag, Jahr aus, Jahr ein seine Schritte nach dem nahegelegenen Friedrichshain. Niemals wählte er einen anderen Zielpunkt seiner Ausgänge und es entsprach ganz seinem an Regelmäßigkeit gewöhnten Charakter, daß er sogar immer dieselben Alleen und Wege durchwanderte, ja, auf denselben Bänken seine Ruhepausen abhielt. Eine Ausnahme machte er nur, wenn seine Lieblingsalleen frisch mit Ried bestreut waren. Er hatte diese Riedwege ungemünzt, weil sie das Schuhwerk so sehr abnutzten.

Einen Luxus, eine unnötige Ausgabe gestattete sich Herr Klinkmüller doch, seit er Rentier geworden war. Jeden Abend von 7 bis 9 Uhr saß er im Gasthof "zum grünen Baum", der seinem Hause gegenüberlag, und spielte bei einer "Weihen" mit dem Wirth und einem anderen Gaste "Schafskopf", die Partie zu einem Pfennig. Schwer genug war es dem alten, in Sparsamkeit ergrauten Mann geworden, sich zu dieser Extravaganz zu entschließen, aber er sagte sich, daß er, wolle man nicht das Gerede der Leute allzusehr herausfordern, in irgend einer Weise die Veränderung seiner Lebensstellung ausdrücken müsse. Um 9 Uhr Abends ging das Klinkmüller'sche Ehepaar zu Bett, einerseits um am andern Tage früh aufstehen zu können, andererseits um am Petroleum zu sparen. Nur im Sommer, an besonders heißen Tagen, genoß man, am offenen Fenster sitzend, etwas länger die erfrischende Abendluft, ohne jedoch deshalb dem Sparprinzipp untreu zu werden. Während der Sommermonate nämlich wurde die Lampe überhaupt nicht angezündet, denn das hätten die Klinkmüllers für eine abscheuliche Verschwendung gehalten.

Alle anderen Zerstreuungen, wie etwa der Besuch von Theatern und Konzerten, existirten nach wie vor für Klinkmüllers nicht. Seinem Bedürfnis an geistiger Anregung und seinem Interesse an den öffentlichen Vorgängen genügte der Rentier, indem er sich gemeinschaftlich mit einem Nachbar auf ein kleines Nachrichtenblatt abonnierte. Was seine politische Parteilichkeit anbetraf, so rechnete er sich zur Fortschrittspartei und zwar lediglich aus Oppositionsgründen. Er war ein überzeugter Gegner der Regierung und wenn dieselbe sich zu freisinnigen Anschauungen bekannt hätte, so wäre Klinkmüller wahrscheinlich konservativ gewesen. Die Höhe des Budget überschritt nach Klinkmüller's Ansichten jedes vernünftige Maß; es hätte viel, viel sparsamer gewirthschaftet werden müssen.

So lebten die alten Leute einförmig und einsam dahin.

Der Verkehr mit seinem Sohne, der ein hübsches und gebildetes, aber armes Mädchen geheirathet hatte, beschränkte sich auf fleiße Gratulationsbesuche bei den Geburtstagen. Herzliche Beziehungen walteten zwischen den beiden Familien nicht ob, da der Sohn, in kümmerlichen Verhältnissen lebend, eine tiefe Verbitterung gegen seinen Vater im Herzen hegte. Sein kleines Geschäft trug knapp so viel ein, als zur Erhaltung seiner Familie nothwendig war, an Sparen von Mitteln zur Erweiterung desselben war nicht zu denken.

Um seine Tochter bekümmerte sich Klinkmüller gar nicht. Die heimlichen Besuche seiner Frau bei Anna, die sich inzwischen, nachdem sie majorenn geworden, mit ihrem Friseur verheirathet hatte, engingen dem Rentier zwar nicht, aber er stellte sich so, als ob er nichts davon merkte. Die gelegentlichen Besuche seiner Frau, ihn für die Tochter, die in Folge des läberlichen Lebenswandels ihres Gatten in elenden Verhältnissen lebte, milder zu stimmen, verließen ohne jedes zufriedenstellende Resultat. Er versagte nicht nur jede Hilfe, sondern verbat sich auch mit aller Strenge, Annas in seiner Gegenwart zu erwähnen. Er habe keine Tochter mehr, wenigstens erkenne er die Frau des Friseurs nicht als sein Kind an. Und hiervon ging der Alte nicht ab.

Seine Enkel, die seine Tochter in der Ehe mit dem Friseur gebar, hatte er nie gesehen, nie ihnen die Hand auf das kindliche Haupt gelegt. Erst fünfzehn Jahre später, als die schlecht gepflegten Kinder gestorben waren, als Anna immer brutalere Mißhandlungen von dem immer tiefer sinkenden Friseur zu erdulden hatte, der sich in seinen Erwartungen auf eine stattliche Mitgift so gänzlich getäuscht sah, erst da kehrte die Unglückliche als vollkommen gebeugt und vor der Zeit gealterte Frau ins Vaterhaus zurück. Natürlich durfte sie auch jetzt, wenn sie auch in Gnaden wieder aufgenommen wurde, die Hände nicht müßig in den Schooß legen. Der Vater kaufte ihr eine Nähmaschine und verschaffte ihr von einem Wäschegeßäft Arbeit, jedoch sie im Stande war, ihre persönlichen Ausgaben selbst zu bestreiten. "Der erwachsene Mensch muß sich selbst erhalten" war eine der Lebensregeln Klinkmüller's, von denen er innerhalb seiner Familie keine Abweichung gestattete.

Klinkmüller aber sparte mit seiner Lebens- und Gesinnungsgenossin unermüdet weiter und man kann wohl, ohne gegen die Wahrheit zu verstößen, behaupten, daß er auch von seinen jährlichen Zinsen ziemlich die Hälfte zurücklegte. Als er zum letzten Schlummer die Augen geschlossen hatte, konnte man von ihm nicht viel mehr sagen, als: Er lebte um — zu sparen.

Ueber die Rolle des Kleinbürgerthums und Proletariats in der französischen Revolution

urtheilt in einer längeren Artikelserie unser Genosse Karl Kautsky*) folgendermaßen:

Im Privilegienstaat genossen verschiedene Verhältnisse das Privilegium, von der Herrschaft des Junzizwanges ausgeschlossen zu sein. Dieser galt ja ursprünglich bloß für die Städte, nicht für die Dörfer. Manche Dörfer, die in der Nähe einer großen, rasch anwachsenden Stadt lagen, zu Vorstädten wurden und mit der Stadt verschmolzen, wußten sich auch in der Folgezeit des Junzizwangs zu erwehren. Als unter Ludwig XVI. das Glend unter den nichtzünftigen Handwerkern und die Opposition gegen die Zünfte wuchs, suchte die Regierung die Gemüther dadurch zu beruhigen, daß sie diese Privilegien der Vorstädte ausdehnte, manchen Verhältnissen auch neu ertheilte. In Paris waren in dieser Beziehung besonders begünstigt die Faubourgs St. Antoine und du Temple.

Alle Gesellen, die selbständig werden wollten und keine Aussicht hatten, eine zünftige Meisterstellung zu erlangen, drängten sich in diesen Vorstädten zusammen. Eine Unzahl kleiner Meister vegetirte kümmerlich in diesen engen Bezirken, außerhalb deren sie ihre Produkte nicht verkaufen durften, und je mehr ihre Zahl und die Konkurrenz wuchs, die sie sich untereinander machten, desto unmuthiger trugen sie die Schranken, die der Privilegienstaat ihnen auferlegte, desto erbitterter verglichen sie ihr Glend mit der proghastigen Behändigkeit der Zunftmeister in den benachbarten Stadttheilen.

In den von Junzizwang befreiten Bezirken legten aber auch die Kapitalisten am liebsten ihre Manufakturen an, weil sie dort am leichtesten fanden, was sie brauchten: ein großes Angebot geschickter Hände, an deren Ausbeutung sie nichts hinderte. Neben einer Unzahl kleiner Meister und Gesellen finden wir daher in den fraglichen Vorstädten auch zahlreiche Lohnarbeiter der kapitalistischen Industrie, die sich meist aus den handwerksmäßigen Arbeitern rekrutiren und ganz in deren Ideengang lebten. Das Proletariat als selbstbewußte Klasse bestand vor der Revolution noch nicht.

Hand in Hand mit diesen Elementen gingen andere, die sich theils aus ihnen rekrutirten, theils von ihnen lebten und ihre Interessen theilten, Kleinhändler, Wirthe u. s. So bunt diese Menge war, sie war doch in gewissem Grade einheitlich. Es durchdrang sie ein intensiver Haß, nicht bloß gegen die Privilegirten, die Zunftmeister, die Pfaffen, die Aristokraten, sondern auch gegen die Bourgeoisie, die sie theils ausbeutete, als Steuerpächter, Kaufmann (namentlich als Händler mit Lebensmitteln und Rohstoffen), Bucherer, Unternehmer, theils ihnen Konkurrenz machte.

*) "Neue Zeit". Stuttgart, Dec. 1889. Januar- und folgende Hefte.

Trotz dieses Hasses und der drastischen Art und Weise, in der sie ihm mitunter Ausdruck gaben, waren diese Sansculotten ebensowenig Sozialisten, als etwa unsere heutigen Antisemiten, womit wir sie diesen nicht auch in anderer Beziehung vergleichen haben wollen. Der Antisemitismus verhält sich zum Sansculottismus wie die ohnmächtige Verbissenheit eines griesgrämigen Greises zu dem überquellenden Thätendrang eines lebensfrischen Jünglings.

Es führt zu einer ganz falschen Auffassung, wenn man die sansculottischen Elemente Proletarier nennt, sie den modernen Lohnarbeitern der Großindustrie gleichstellt und ihnen deren Tendenzen unterschiebt, wie es namentlich die Historiker der preussischen Schule von Sybel bis Duden und Mahrenholz gern thun, um dem bürgerlichen Leser ihre sittliche Entrüstung über das revolutionäre Treiben um so schmackhafter zu machen. Es führt zu einer falschen Auffassung nicht bloß dieser Elemente, sondern der ganzen Revolution, auf deren Gestaltung sie so großen Einfluß genommen.

Die Politik des Privilegienstaates selbst hatte in wenigen kleinen Vorstädten der Hauptstadt die thätigsten und rücksichtslosesten Elemente ganz Frankreichs konzentriert, die wenig oder nichts zu verlieren, alles zu gewinnen hatten. Kein Wunder, daß die fraglichen Vorstädte die Zentren der Revolution wurden. Sie wurden die Beherrscher von Paris, durch Paris die Beherrscher Frankreichs.

Für sie hatte die Revolution mit dem Umsturz des Privilegienstaates nicht geendet; sie mußten sie immer weiter treiben und sie schließlich in Permanenz erklären. Sie konnten sie nicht schließen, denn ihre Ziele waren unvereinbar mit dem regelmäßigen Betriebe der kapitalistischen Produktionsweise, deren letzte Schranken sie selbst niedrigeren, und doch waren sie selbst unfähig, eine neue, höhere Produktionsweise an ihre Stelle zu setzen, deren Vorbedingungen noch nicht gegeben waren. Ihr Ziel, Wohlstand für Alle auf Grundlage der Arbeit, war damals unmöglich, es war unvereinbar mit der rasch sich entwickelnden kapitalistischen Wirtschaft. Nur die Revolution in Permanenz konnte durch gewaltsame Eingriffe deren Wirken noch einigermaßen Widerstand leisten, durch Requisitionen, durch Feststellung eines Maximums der Lebensmittelpreise, durch das Köpfen der Ausbeuter, der Spekulanten und Börsenjobber, der Kornwucherer, der betrügerischen Lieferanten. Aber der Grundlage des Elends und der Ausbeutung der Massen, der kapitalistischen Produktionsweise, konnten sie nicht zu Leibe gehen, und so war die Ausbeutung wie eine Hydra, je mehr Köpfe ihr abgeschlagen wurden, desto mehr wuchsen ihr nach.

Die Situation war eine hoffnungslose für die Sansculotten. Die Verhältnisse hatten ihnen die Macht in die Hand gespielt, ihnen aber die Mittel verjagt, dauernde Institutionen zu ihrem Vortheil zu schaffen. Die Revolution schließen bedeutete aber für sie, sich willenlos dem Elend ergeben, das die kapitalistische Produktionsweise für Handwerker, Kleinhandwerker und Proletarier in Bereitschaft hielt, und das sie leicht ohne große ökonomische Studien erkennen konnten, da sie es bereits fühlten. So blieb ihnen nichts übrig, als die Macht festzuhalten, so lange es ging, und je mehr sie sich dadurch in Gegensatz zu den Bedürfnissen der Produktionsweise und zu den Interessen der anderen Klassen setzten, denen gegenüber sie nur eine Minorität bildeten, desto mehr wurden sie zu der Anwendung der einzigen wirksamen Waffe gedrängt, die ihnen blieb, des Terrorismus, einer Waffe, deren Anwendung auch der Kriegszustand ihnen aufdrängte.

Aber mit dem Ausnahmezustand kann man nicht ewig regieren. Die Revolution in Permanenz hieß permanenter Kampf, Kampf Frankreichs mit dem Ausland, Kampf von Paris mit den Provinzen, Kampf der Vorstädte gegen die wohlhabenden Quartiere, endlich Kampf im Innern der „revolutionären Masse“ selbst. Aufgerieben durch diese ewigen Kämpfe erlag sie schließlich der durch die Revolution trotz aller Beeinträchtigungen erstarkten Bourgeoisie, die das Lumpenproletariat in ihre Dienste nahm und schließlich auch an die Armee appellirte, deren Kern aus Bauern bestand, die ganz andere Interessen hatten als die Pariser Kleinbürger und Proletarier.

Man hat diese Niederlage, die mit dem Sturz Robespierres (am 9. Thermidor oder 27. Juli 1794) beginnt, nachdem ihr der Fall Heberts prälubirte, und die am 4. Prairial (14. Mai 1795) besiegelt ward, ein Scheitern der Revolution genannt. Als ob ein historisches Ereigniß, eine durch die Verhältnisse herbeigeführte Thatsache „Scheitern“ könnte! Ein von Einzelnen geplantes Unternehmen, ein Putsch, eine Emeute kann scheitern, nicht aber eine Entwicklung, die erst dann zur Revolution wird, wenn sie vollzogen ist; eine gescheiterte Revolution ist eben keine Revolution. Eine Revolution kann ebensowenig scheitern, als ein Sturm. Im Sturme scheitert freilich manches Schiff und in der Revolution manche Partei; man darf aber dieselbe nicht mit der Revolution identifizieren, nicht dieser die Ziele unterschieben, die jene sich gesetzt hat.

Die Jakobiner und Vorstädter von Paris sind gescheitert, weil die Verhältnisse eine Revolution zu Gunsten der Kleinbürger und Proletarier nicht gestatteten, weil sie alles unhaltbar machten, was der kapitalistischen Revolution im Wege stand. Ihr Wirken war aber kein vergebliches. Die verschiedenen Fraktionen der Kapitalisten waren, wie sich zeigen läßt, zum Theil durch Augenblicksvorteile an der Erhaltung des Privilegienstaates interessiert; sie hatten alle durch Neuerungen etwas

zu verlieren und standen daher der Revolution kühl gegenüber. Die feudalen Hindernisse und deren Ausläufer in der Staatsverwaltung, der Kirche, der Armee, radikal hinwegzuräumen, die der vollen Entfaltung der kapitalistischen Produktionsweise im Wege standen, dazu bedurfte es anderer Leute, als der Kapitalisten, Leute, die bei einer Umwälzung nichts riskirten, die keine Rücksichten auf hohe Kundschäften zu nehmen hatten und die kräftige Arme zum Dreinschlagen besaßen. Solche Leute waren die Bauern, waren die nichtzünftigen Handwerker und Proletarier. Wie ganz anders aber als jene konnten diese die Entwicklung beeinflussen, die, in den Vorstädten von Paris konzentriert, bald die Hauptstadt, die Regierung, den König, die Volksvertretung in ihrer Macht hatten, und die der Stachel des Hungers immer wieder vorwärts trieb, zuerst die Bourgeois vorwärts drängend und dann diese niederretzend und über sie hinwegschreitend, als dieselben sich nicht mehr weiter wagten. Sie sind es gewesen, die den alten Feudalstaat in einer Weise wegsetzten, wie das in keinem andern Lande der Welt geschehen, die den Boden ebneten und vorbereiteten, dem unter dem Direktorium und der Napoleonischen Ära binnen wenigen Jahren mit zauberhafter Schnelligkeit eine neue Produktionsweise, eine neue Gesellschaft erwachsen sollte. Was die Kapitalisten nie vermocht, das haben ihre erbittertesten Gegner wider Willen für sie gethan.

Aber der Kampf der revolutionären Kleinbürger von Frankreich, namentlich von Paris, wenn er auch schließlich mit ihrer Niederlage endete, ist auch für sie nicht erfolglos gewesen. Die riesenhafte Kraft, die sie in ihm entfaltet, die großartige historische Rolle, die sie gespielt, haben ihnen ein Selbstbewußtsein und eine politische Reife verliehen, die sich nicht ohne Weiteres verwischen ließen und die heute noch nachwirken. Die jakobinischen Traditionen verbreiten heute noch einen jugendlichen Schimmer um den bürgerlichen Radikalismus Frankreichs, daß er trotz seiner Greisenhaftigkeit immer noch mannhafter auftritt, als seine Genossen in anderen kontinentalen Staaten, sie halten heute noch einen, freilich allmählich schwindenden Bruchtheil des Proletariats in seinem Schlepptau.

Die blasse Furcht läßt unsere Historiker in jedem Jakobiner einen Kommunisten sehen. In Wahrheit ist heute die jakobinische Tradition eines der mächtigsten Hindernisse, die in Frankreich dem Entstehen einer großen, einigen, selbständigen sozialdemokratischen Arbeiterpartei entgegenwirken.

Der verkürzte Arbeitstag und die Produktion.

Sie ist schon hundertfach widerlegt worden, und doch taucht sie immer wieder auf und tann daher nicht oft genug widerlegt werden, die Fabel, daß eine Reduktion der Arbeitszeit auch eine Reduktion der Produktion bedeute. Wir wollen daher an dieser Stelle — nach der Wiener „Gleichheit“ — wieder ein Beispiel aus der Erfahrung folgen lassen, daß das genaue Gegenteil von dem beweist, was Klassenegoismus und Klassenvorurtheil gegen die Forderung der Arbeiter nach Einführung kürzerer Arbeitszeit in's Feld zu führen lieben.

Im Jahre 1877 erhielt die Schweiz ein Fabrikgesetz, welches für die Arbeitszeit in Fabriken eine Maximalzeit von 11 Stunden festsetzte. Da bis dahin in einer großen Anzahl von Fabriken 12 und mehr Stunden gearbeitet worden war, so hätte nach der obigen Theorie eine erhebliche Verminderung der Produktion eintreten müssen. In Wirklichkeit aber trat das Gegenteil ein.

In einem Artikel „Die Spinner und das Fabrikgesetz“ bringt der „St. Galler Stadtbote“ mit Bezug auf die Schweizerische Spinn-Industrie folgende interessante Zahlen:

„In der Periode von 1870 bis 1877 betrug der jährliche Export an Baumwollgarn im Durchschnitt 49 237 Meterzentner, in der Periode von 1876 bis 1881 dagegen 71 153 Meterzentner. Die Zunahme beträgt etwa 45 pCt. Die Garneinfuhr wuchs dagegen von jährlich 10 760 Meterzentner auf 15 145, also um etwa 40 pCt.“

Hieraus geht bereits hervor, daß das Fabrikgesetz keinesfalls die Wirkung gehabt, die Industrie zu schädigen, ihren Bestand zu untergraben.

Sehen wir aber weiter zu, wie das Fabrikgesetz auf die Verhältnisse in den einzelnen Etablissements gewirkt.

In einem Vortrag, den seinerzeit der Spinnereidirektor Blocher — also ein Vertreter der Unternehmer — in Basel gehalten, führte er folgende Verhältniszahlen der jährlichen Produktion aus einer Großspinnerei während der Jahre 1873 bis 1882 an. (Dieselben sind auf die gleiche Tageszahl, die gleiche Spindelzahl und die gleiche Feinheitnummer umgerechnet. Die Maschinen waren während der ganzen Periode die nämlichen):

„In den ersten fünf Jahren, 1873 bis 1877, betrug die tägliche Arbeitszeit zwölf Stunden, in den folgenden fünf Jahren bloß elf Stunden. Für das Jahr 1873 ist die Verhältniszahl gleich 100 angenommen: dann gab es im Jahre 1874: 98,5, 1875: 106,7, 1876: 104,08, 1877: 102,1, 1878: 97,6, 1879: 101,9 1880: 104,5, 1881: 110,8, 1882: 102,6.“

Das Mittel der ersten Periode beträgt 102,4, das der zweiten 103,5.

Bemerkenswerth ist, daß im ersten Jahr nach der Reduktion auf elf Stunden die Zahl plötzlich fiel auf 97,6 und dann aber stetig stieg, bis die frühere Zahl nicht nur erreicht, sondern noch etwas übertroffen war.

„... Die Löhne sind in der Periode nach Erlaß

des Fabrikgesetzes gleichfalls etwas gestiegen. So betrug der jährliche Durchschnittslohn von Kindern und Erwachsenen in einer Großspinnerei, welche wenig jugendliche Arbeiter beschäftigt, in den Jahren 1868 bis 1877 599 Fr. oder per Tag 2 Fr. und in den Jahren 1878 bis 1886 674 Fr. oder per Tag 2,25 Fr.“

Allerdings meint Herr Blocher, daß sich die zwölfste Stunde vollständig durch gesteigerte Thätigkeit nicht einbringen lasse, eine gewisse Minderleistung entfalle doch auf den Einzelnen. Nun, das halten wir an sich noch für kein so großes Unglück; daß die allgemeine Produktion nicht gelitten hat, zeigen die obigen Zahlen. Indes, um auch diesen Gesichtspunkt nicht außer Betracht zu lassen, wollen wir bloß auf den von uns eingeschalteten Satz hinweisen, wo es heißt, daß während der ganzen Periode die Maschinen die nämlichen waren. In den meisten Fällen sind aber, wie bekannt, die Unternehmer darauf bedacht gewesen, als Ausgleich für die Herabsetzung der Arbeitszeit die Maschinerie zu vervollkommen, und wo sie dies thaten, war der Erfolg, daß die frühere Produktion weit überflügelt wurde. Mit Recht zieht unser Schweizerischer Gewährsmann einen Satz aus der „Monatsschrift für Textilindustrie“, dem Organ des „Bereins deutscher Wollkämmer und Kammgarnspinner“ an, wo es mit Bezug auf die Baumwoll-Industrie der Vereinigten Staaten heißt:

„Wie in jeder anderen Industrie, so sind heutzutage auch in der Baumwoll-Industrie diejenigen Etablissements die rentabelsten, welche die größte Produktionskraft besitzen und mit den besten und neuesten Maschinen arbeiten. Kleine Etablissements bezahlen deshalb heute auch lange nicht so gut wie die großen. Diese Lage der Dinge ruft denn auch neben der Anlage neuer Institute eine allgemeine Ausdehnung und Vergrößerung der bereits bestehenden Spinn- und Webefabriken hervor. Die Nachfrage nach den neuesten Erfindungen und verbesserten Maschinen ist eine sehr rege in dieser Branche, da die bestehenden Etablissements zu stetigen Neuanschaffungen und Veränderungen gezwungen sind.“

Hier, und in der neueren Zollpolitik der großen Staaten liegen die Ursachen, weshalb die Verhältnisse in der Schweizerischen Spinnerei in der neueren Zeit sich verschlimmert haben, und nicht am Fabrikgesetz. Es fehlt ihr an Expansionskraft.

Und so sieht denn auch Herr Blocher ihre Rettung nicht etwa in der Aufhebung des Fabrikgesetzes, im Gegentheil tritt er, und das mögen sich die Freunde des „freien Arbeitsvertrages“ merken, gerade als Mann der Praxis für einen Ausbau, eine Ergänzung der Fabrikgesetzgebung im Sinne der Pflege der Wohlfahrt der Arbeiter, für eine Kräftigung der Arbeiterklasse ein.

Das Elend in Irland.

„Irland“, sagt Marx, „ist gegenwärtig nur ein von einem breiten Graben umgebener Gartenbaudistrikt Englands, an welches es Korn, Wolle, Vieh, industrielle und militärische Rekruten liefert.“

Besser ist es seitdem um nichts geworden. In jenem Lande ist der Malthusianismus bis in's Ungereimte zur praktischen Ausführung gebracht. Es hat sich von Jahr zu Jahr in stets größerem Maße entvölkert, sowohl durch die periodisch wiederkehrende Hungersnoth, der unter der „glorreichen Regierung“ der Königin Victoria (nach Angabe von Sir William Harcourt) bereits 1 250 000 Iren als Schlachtopfer fielen, als auch und vornehmlich durch die starke Auswanderung nach den Vereinigten Staaten.

Irlands Bevölkerung betrug:

Jahr	Seelen
1841	8 222 664
1851	6 623 985
1861	6 798 564
1871	5 412 377
1885	4 962 693

Diese wahrhaft erschreckliche Abnahme der Bevölkerung geht indessen nicht, wie es nach der Malthus'schen Lehre der Fall sein sollte, mit vermehrtem Wohlstand Hand in Hand, sondern gerade das Gegenteil ist der Fall.

Das Elend hat sich vermehrt im umgekehrten Verhältniß zur Bevölkerung. Die Bastillen des arbeitenden Volkes, die Arbeitshäuser fallen sich von Jahr zu Jahr mehr mit den warmblütigen Söhnen und Töchtern des „grünen Eilandes“. Die Armenunterstützung wird zu einem kolossalen Posten im Haushaltungs-Budget des ganzen, an den Bettelstab gebrachten irischen Proletariats.

Zur Verdeutlichung des steigenden Elends können folgende Zahlen dienen:

In die Arbeitshäuser aufgenommen:	Armenunterstützung genossen im Ganzen:
1859 114 594	153 706 Personen,
1871 181 032	225 510 „
1884 253 342	299 663 „

Die letzten Jahre haben diese schrecklichen Zahlen noch übertroffen. Nach einer im März 1887 veröffentlichten Aufstellung des „Local Government Board Return“ betrug die Anzahl der Unterstützten:

Jahr:	In den Armenhäusern:	Außerhalb:	Zusammen:
1885	329 550	120 939	450 489
1886	357 621	348 205	705 826

Darnach kann es nicht lange mehr dauern, daß ganz Irland der Armenversorgung anheimfällt. In drei Jahren ist die Anzahl der Paupers um mehr als 100 Prozent gestiegen. „Die Paupers sind derjenige Theil der Arbeiterklasse, welcher seine Existenzbedingung, den Verkauf seiner Arbeitskraft, verloren hat und von öffentlichen Almosen vegetirt.“ (Marx.)

Von je 7 Iren lebt einer von öffentlicher Mißthätigkeit. In Connaught, einer irischen Grafschaft mit 100 000 Einwohnern, empfangen nicht weniger als 247 134 Personen, oder 309 von 1000, öffentliche Unterstützung!

Politisches und Sozialpolitisches.

Zum preussischen Justizminister ist der konservative Staatssekretär v. Schelling ernannt worden.

Eine furchtbare Niederlage haben die französischen Bourgeois-Republikaner erlitten. Am Sonntag wurde Boulanger mit 244 070 Stimmen zum Abgeordneten von Paris erwählt. Auf Jacques fielen 162 250 Stimmen, auf Boulton (den Sozialisten) nur 16 760 Stimmen, so daß die Majorität für den „tapferen General“ eine ganz überwältigende ist.

Das Leipziger Arbeiterblatt „Der Wähler“ wurde in seiner Nr. 4 nachträglich beschlagnahmt. Die Nummer soll einen Artikel über den Morier-Gesellen-Fall enthalten.

Belastung der Krankenkassen durch Unfälle. Das in allen Krankenkassen Deutschlands gezahlte Krankengeld betrug 1887 52 Millionen Mark, d. h. beinahe eben so viel wie der gesammte Kapitalwert der 1887 festgestellten Unfallentschädigungen. Die Berufsgenossenschaften berechnen die Belastung mit einem Unfall, der vorübergehende Erwerbsunfähigkeit von mehr als 48 Mark. Man wird eher zu niedrig als zu hoch greifen, wenn man die Belastung der Krankenkassen mit einem Unfall, der eine Krankheit bis zu 13 Wochen zur Folge haben kann, auf rund 50 Mk. veranschlagt. Nun sind 1887 rund 106 000 Unfallanzeigen erstattet worden, wozon rund 16 000 den Genossenschaften zur Last fallen, so daß etwa 90 000 den Krankenkassen obliegen; das giebt also eine Belastung der Krankenkassen von 4 1/2 Millionen Mark für Unfälle, an welchen in der Hauptsache das ungezügelt profitorien der Fabrikanten und ihre Vernachlässigung von Schutzmaßnahmen schuld ist.

Jugend und Profit des Kapitals. Die New-Yorker Gesellschaft für die Beförderung verwaisteter Kinder oder — wie man sich unzutreffender Weise ausdrückt — „Jugendlicher Verbrecher“, bildet ein interessantes Beispiel dafür, daß Tugend, Moral und Nächstenliebe zu den Dingen gehören, die sich auf dieser Welt gut zahlen. — vorausgesetzt nur, daß man es versteht. Es wird neuerdings über das Treiben dieser Gesellschaft geschrieben: Die Gesellschaft leitet das „Haus der Heilung“ (wörtlich: Haus der Zuflucht) auf Randall's Island und hat dort, angeblich um den Kindern ein Handwerk beizubringen, mit dem sie sich später ernähren können, eine reguläre Fabrik errichtet, in welcher an 500 Knaben mit der Aufzucht billiger, gewebter Strümpfe beschäftigt werden. Die Behauptung, die Kinder sollten ein Handwerk lernen, ist nur eine „fromme“ Lüge; denn in allen Strümpffabriken des Landes arbeiten nur Mädchen und keine Männer, und in der Anstalt nur Knaben, die nach der Entlassung ebenso leicht eine Anstellung als Millionäre wie als Strümpfwirer finden könnten. Der Zweck der Einführung ist ein ganz anderer: die Knaben arbeiten ohne Lohn; Miete, Heizung u. s. w. der Fabrik und alle anderen Kosten bezahlt die Stadt; die Gesellschaft kann also sehr billig verkaufen und andere Fabrikanten unterbieten! — Ähnlich sind ja auch unsere „Berliner zur Versorgung entlassener Strafgefangener“ — wenn auch nicht in der Absicht, so doch in der Wirkung — nichts als Vereine zur Besorgung spottbilliger Arbeitskräfte, da der entlassene Gefangene froh ist, nur überhaupt unterzukommen, wenn der Lohn auch noch so erbärmlich ist.

Nicht bloß Amerika, auch Berlin hat seine „Pinkertons“, d. h. private Geheimpolizisten, welche den Verkehr der Arbeiter und Angehörigen überwachen müssen, sei es um Auflehnungs- und Streikpläne, sei es um Unrechlichkeiten zu entdecken. So heißt es z. B. in einem Schreiben, das unter dem Datum des 11. Oktober 1888 an eine namhafte hiesige Firma seitens eines Berliner Privatdetektivinstitutes gelangte:

„Durch mehrere Inhaber erster Firmen veranlaßt, eröffne ich unterm heutigen Tage ein Privat-Detektiv- und Auskunftsinstitut.“

„Mein Unternehmen bezweckt die Verfolgung wie Beobachtung des Geschäfts- und Dienstpersonals ansehnlicher seiner geschäftlichen Thätigkeit, sowie Feststellung im privaten und geschäftlichen Verkehr, sowie überhaupt Observation aller Angelegenheiten, zu deren Verfolgung nicht genügende Gründe zur amtlichen Annahme vorhanden sind.“

„Die Erfolge meiner langjährigen Thätigkeit in diesem Fache für Behörden sowie für Private, und meine Beziehungen zu diesen liefern meinem äußerst wichtigem Unternehmen Erfolg.“

„Die Kosten werden nach freiem Uebereinkommen, resp. nach der Zahl des zu beobachtenden Personals festgesetzt. Diejenigen Herren, welche durch einen bestimmten Beitrag beitragen, haben dadurch die Berechtigung, einen Privatdetektiv zu ihrer Verfügung zu erhalten, und sind alsdann für sie nur die Kosten zu zahlen, welche der Betreffende an direkten Barausgaben, welche durch die Observation entstehen, hat.“

„Indem ich Sie im eigenen Interesse um eine Unterredung ersuche, zeichne, um gefällige Disposition bittend, hochachtungsvoll.“

Wilhelm Dasselmann, der frühere sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete, hat in Remvorst einen „Bieralon“ eröffnet.

Reiden der Verarmung. Der Pferdebesitzerkongress in Berlin hat sich im vorigen Jahre in ganz erstaunlichem Maße vermehrt. Während im Betriebsjahre 1887/88 in Berlin 6034 Pferde geschlachtet wurden, ist diese Zahl im Jahre 1888/89 auf 8420 angewachsen.

Vom Berliner Steinmehnstreik. Die Meister geben sich die allergrößte Mühe, nur Steinmehnen von auswärts herzulocken, die Innungsmeister wollen sich Gesellen kaufen und haben dazu Leute gefunden, welche sich als Anwerber und Seelenverkäufer hergeben, sind aber nicht gewißig genug, um ihre erhaschte Beute auch festhalten zu können, sondern schicken die Beute nur her, damit sich dieselben Berlin ansehen können; dann fühlen sich die angeworbenen Kollegen mit den Streikenden solidarisch und reisen wieder ab. Das schöne Meistergeld wird nun so unnützlich fortgeworfen. Die 10 aus Stuttgart am Freitag angekommenen Steinmehnen fuhren am Montag wieder in ihre Heimath. Als der Jng sich in Bewegung setzte, wurde denselben ein donnerndes Hoch nachgeschickt, welches von den Abfahrenden aufs freudigste erwidert wurde. Das Urtomische ist nur, daß die Annonzen, welche die Innungsmeister als Köder in die Zeitungen rücken, einen Lohn von 55—60 Pf. versprechen, und uns wollen sie nur 30 Pf. geben; wo bleibt da die Moral? Allen Hebern unsern herzlichsten Dank für das bisher Gespendete. Kollegen, haltet fest zur Sache und laßt uns den uns so brutal aufgedrungenen Kampf Schulter an Schulter siegreich zu Ende führen. Ein Zurück wäre Feigheit; es wird wieder Sonnenschein. Hoch der Fachverein!

Zum Streik der Braunschweiger Former. Kollegen, Arbeiter! Der hier am 5. November v. J. ausgebrochene Streik, sowie die am Freitag, den 7. Dezember erfolgte Ansiperrung der Former Braunschweigs (169 Mann an der Zahl), dauert unverändert fort. Die Unternehmer haben sich nach auswärts zu ihrer Unterstützung gewandt und ist seitens des Verbandes der deutschen Eisengießereien bei einer Zusammenkunft in Hannover der Beschluß gefaßt, überall wo die Fabrikanten mit den Arbeitern in Konflikt seien, die Ersteren dadurch zu unterstützen, daß ihnen von den anderen Eisengießereien die Arbeiten zum Selbstkostenpreis geliefert werden. Um so mehr thut es noth, daß die Arbeiter zusammenhalten. Mit unserem Siege wird ein bedeutender Fortschritt in der Entwicklung der Arbeiterfrage gemacht sein.

Die Sperre in den Hamburger Eisengießereien dauert fort. Von Seiten der Arbeitgeber wird Alles angedroht, den Sieg davonzutragen, denn der Jnzug aus Böhmen und Oberschlesien ist sehr stark, da die Fabrikanten ihre Agenten in dortiger Gegend haben. Deshalb ersuchen wir alle Arbeiter, Jnzug fernzuhalten und uns nach Kräften zu unterstützen. Alle brieflichen Anfragen richte man an H. Diefel, Niedernstr. 120. Gelder zur Unterstützung an L. Estelsson, Paulstr. 40. Die Kommission.

Vereine und Versammlungen.

In Rixdorf war es nach langer Zeit endlich gelungen, wieder einmal eine öffentliche Volksversammlung zu veranstalten, da bisher alle Versammlungen an der leidigen Lokalfrage gescheitert waren. Der Referent, Herr W. Berner, entledigte sich seiner Aufgabe in glänzender Weise. Den Vorsitz führte Herr Riemetschek, an der Diskussion beteiligten sich die Herren Schubert, Ringer, Hagendorf, Ostermann und Voose. Hoffen wir, daß dieser Versammlung recht viele ähnliche nachfolgen werden; die Genossen werden ersucht, den Wirth des Lokals (Hoffmann, Bergstraße Nr. 133), durch ihren Besuch geneigt zu machen, uns dasselbe öfter zu überlassen.

Der Fachverein der Berliner Tischler erfreut sich eines stetigen Aufschwunges. Fast jede Woche lassen sich 30—40 Mitglieder aufnehmen. Den streikenden Steinmehnen wurden am 21. Januar 100 Mk. bewilligt. Die nächste Versammlung findet Sonnabend, den 2. Februar statt. Vom 1. Februar ab befindet sich der Arbeitsnachweis Dresdenerstraße 116 (Restaurant Wende). Am 16. Februar findet ein großer Wiener Maskenball in der „Berliner Resthause“, Kommandantenstraße 57 statt.

Der Verein der Sattler und Fachgenossen tagte am Montag, den 28. Januar, in Gradow's Bierhallen mit der Tagesordnung: 1. Vortrag des Herrn Glocke über gewerkschaftliche Organisation. 2. Diskussion. 3. Verschiedenes. Herr Glocke schilderte die Entstehung der Gewerkschaften und gedachte hierbei der Verfolgungen und Anfeindungen, denen die Organisationen aller Länder stets ausgesetzt gewesen und in der Gegenwart noch ausgesetzt sind. Daraus charakterisierte Redner das Verhältnis des heutigen „freien“ Arbeiters zu dem Unternehmer im Gegensatz zu dem in früherer Zeit; doch kam der Redner nicht weit, da bei den folgenden Worten: „daß der heutige Unternehmer kein persönliches Interesse daran hätte, die Arbeitskraft des heutigen „freien“ Arbeiters so hoch zu halten wie“ — die Auflösung durch den überwachenden Beamten erfolgte. Es ist dies bereits die zweite Auflösung. Die erste war am 15. Dezember 1888 und ist auf die Beschwerde vom Vorstand hin vom Polizeipräsidenten als für nicht gerechtfertigt erklärt worden. Es ist bereits wieder Beschwerde erhoben.

Volksversammlung. Am Mittwoch, den 30. Januar fand im großen Saale des Grandhotel Alexanderplatz eine zahlreich besuchte Versammlung statt, in welcher Herr Bruno Wille über „die Duldsamkeit“ sprach. An der Diskussion beteiligten sich die Herren Kunert, Dolinski, Bogther und der Vorsitzende Krause. Eine Resolution sprach sich scharf gegen die Induldsamkeit der Stadtverordnetenversammlung und des Magistrats aus.

Verein zur Wahrung der Interessen der Tischler. Sonntag, den 3. Februar, Vormittags 11 Uhr, Kralbertstraße 21: Versammlung.

Tischler-Verein. Wiener Maskenball am Sonnabend, den 9. Februar, Abends 9 Uhr, im Koncertsaal Sanssouci, Kottbuserstr. 4a.

An die Maler, Lackirer, Anstreicher und verwandten Berufsgenossen Berlins. Es sollte Dienstag, den 5. Februar, Abends 8 Uhr, bei Deigmüller, Alte Jakobstraße 48a, eine öffentliche Versammlung stattfinden. Tagesordnung: 1. Jweck und Nutzen der Berufs- und Lohnstatistik. Referent: Herr Mag. Sappel. 2. Verschiedenes. **Polizeilich nicht genehmigt.**

Verein zur Wahrung der Interessen der Klavierarbeiter und verw. Berufsgenossen. Versammlung am Sonnabend, den 2. Februar, Abends 8 1/2 Uhr, Kommandantenstr. Nr. 77—79 (Gradow'sche Bierhallen).

Kranke und Sterbefälle der deutschen Wagenbauer. Den Mitgliedern zur Nachricht, daß der Maskenball am 2. Februar in der Berliner Volksbühne, Tempelhoferberg, nicht stattfindet, da hierzu die polizeiliche Genehmigung nicht erteilt ist.

Briefkasten.

Braunschweig. Es ist ein Irrthum, daß der 1870 verhaftete und verurtheilte Schneider K. Kühn in Braunschweig identisch ist mit dem jetzigen Breslauer Abgeordneten.

W. S. Bei Arbeitslosigkeit erlischt Ihre Mitgliedschaft ohne Kündigung.

Restaurant Rud. Wendt
116 Dresdenerstrasse 116
zwischen Oranienplatz u. Sadowstr.
Vorzügliches Weiß- und Bairisch-Bier.
Speisen in großer Auswahl.
Arbeitsnachweis für Tischler, Schlosser, Maler und Buchbinder.
Billard und Regelbahn zur Verfügung.

Cigarren u. Tabake
reichhaltiges Lager,
empfehlen
E. Wilschke,
Junkerstr. 1. Ecke d. Markgrafenstr.

Quittungsmarken & Kautschukstempel-Fabrik
von
Conrad Müller
Schkenditz-Leipzig
empfehlen sich allen Arbeitervereinen,
Krankenkassen u. s. w.
Ausführung sauber und schnell.
Preislisten gratis und franko.

Cigarren u. Tabake
reichhaltiges Lager
von
C. Klein.
15. Ritterstraße 15.
Dasselbst Zahlstelle der Gärtler u. Bronceur (E. S. 60.)

Für Friedrichshagen
nimmt im Auftrage der Expedition Bestellungen
auf die
„Berliner Volks-Tribüne“
entgegen und versichert pünktliche Zustellung
Oskar Schmidt, Lindenallee 12.

Kötzschenbroda b. Dresden.
Die „Berliner Volks-Tribüne“ liefere ich
für 50 Pf. monatlich frei in's Haus und sehr
recht zahlreichen Bestellungen entgegen.
E. Lehmann, Uferstraße 6.

Möbel-, Spiegel- u. Polsterwaaren-Magazin
von
Julius Apelt, Sebastianstraße 27-28.
Reelle Waare. Prompte Bedienung.

Die von Mitgliedern des Fachvereins gegründete
Produktiv- und Rohstoff-Genossenschaft
der Schneider zu Berlin (E. G.)
30 Zimmerstrasse 30
empfehlen sich einem geehrten Publikum zur Anfertigung von Herren-Garderoben
jeder Art. Reichliche Auswahl in- und ausländischer Stoffe.
Reelle Bedienung, guten Stg. solide Preise garantiert der Vorstand.
Gleichzeitig machen wir auf unser reichhaltiges Lager: Frühjahrs- und Sommerpaletots,
aufmerksam. Um zu räumen herabgesetzte Preise!

Gold- und Silberwaaren
zu Fabrikpreisen.
Grosse Auswahl goldener Ketten, Armbänder, Kreuze, Medaillons,
Broches und Ohrringe, sowie in Goldnähle und Silber. Spezialität: Fabrik
massiver Ringe, Lager in goldenen Damen-Uhren, Korallen,
Granaten und Silbersachen. Korallenschmüre in den schönsten
Farben und grosser Auswahl bei billigster Preisberechnung.
Trauringe à Ducaten 11 Mk.
Eigene Werkstatt für Neuarbeiten und Reparaturen.
Aug. Schulze, Goldarbeiter
BERLIN,
35. Kommandantenstr. 35, 1 Treppe.
Bitte genau auf Firma und Hausnummer zu achten.

Rixdorf.
Die Beforgung der
„Berliner Volks-Tribüne“,
pünktlich ins Haus, habe ich im Auftrage der
Expedition für die Rixdorfer Gegend über-
nommen. Recht zahlreichen Bestellungen entgegen-
sehend.
R. Riemetschek,
Rixdorf, Kallstr. 45.

Für Chemnitz
nimmt Bestellungen auf die
„Berliner Volks-Tribüne“
entgegen.
E. Langer, Buchhandlung,
Chemnitz, Brühl u. Linienstr.-Ecke.

Für den
Westen Berlins und Umgegend
empfehlen sich zur pünktlichen Lieferung der
„Berliner Volks-Tribüne“,
„Volksblatt“, sowie sämtlicher Zeitungen,
Zeitschriften und Journale,
Ferd. Kleinert, Holzstr. 4, Hof v. III.

Für Hannover
nimmt Bestellungen auf die
„Berliner Volks-Tribüne“
entgegen
Louis Gremse,
Marktstraße 30 a.

Für Hamburg
nimmt Bestellungen auf die
„Berliner Volks-Tribüne“,
Neue Tischlerzeitung, Recht auf Arbeit,
Hamburger Echo und andere Blätter entgegen,
und besorgt pünktlich
Tischler S. C. Doose, 2. Jakobstr. 11, IV.,
und bei Dürschud, Neuhäuser Neue Straße.

Bautzen.
Abonnements für die
„Berliner Volks-Tribüne“
übernimmt
John Schwabel, Kornmarkt 6.